

Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck

„Pfarramt in Zukunft – unter welchen Rahmenbedingungen?“

Impulsreferat beim Pfarrtag in Fulda – 12. Juni 2013 **115**

Ziemlich bessere Freunde – Wie Kirche und Fundraising
gut miteinander leben können **118**

Nachlese – Das Kierkegaard-Jubiläum
in der Presse **121**

Wahrheit im Wort
Zum Gedenken an den Göttinger Neutestamentler
Hans Hübner (1930–2013) **129**

Männliche Pfarrfrau und investigativer Journalist
Ein persönlicher Nachruf auf Ernst Klee **132**

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser,

vor nicht allzu langer Zeit haben die Pfarrämter der EKKW allesamt von ihrer Landeskirche einen dicken, bunten Ordner zur Verfügung gestellt bekommen. Auf dem Titelbild prangt der Wetterhahn eines Kirchturms vor einem Himmel, an dem Wolken aufziehen. „Fundraising evangelisch – Fundraising in Kirche und Diakonie“, so ist dieses Titelfoto und damit der ganze Ordner überschrieben. Da, wo auch finanziell unübersehbar Wolken am Himmel aufziehen, wo die Frage von Einkommen und Auskommen (bzw. des Nicht-Auskommens mit dem Einkommen) einzelne Christenmenschen wie Synoden und Kirchenvorstände mehr und mehr beschäftigt, setzt die Kirche also nicht zuletzt auf systematische „Mittelbeschaffung“. So könnte man den englischen Begriff „fundraising“ übersetzen. Dabei meint „Mittel“ mehr als Geld: im Grunde geht es um die Akquise aller benötigten Ressourcen, damit eine gemeinnützige Organisation ihre Aufgaben erfüllen kann. Die Internet-Enzyklopädie „Wikipedia“ spricht vom Fundraising als von einer „umfassenden Marketing-Aufgabe“.

Manch einen mag es zuerst grausen vor einer solchen Übertragung von Marketing-Sprech und Marketing-Strategie auf die Kirche. Noch dazu dann, wenn die Beschaffung des nötigen Geldes für gemeindliche und

soziale Aufgaben in der Kirche theologisch als Form von Gemeindeaufbau und -entwicklung legitimiert wird. Und doch lohnt es sich, sich auch unter diesem Blickwinkel mit dem Thema zu beschäftigen. Natürlich geht es (auch) ums Geld. Aber doch nicht um des Geldes willen. Sondern um der Aufgaben der Kirche willen – die natürlich im einzelnen immer wieder diskutiert werden müssen. „Geld muss benutzt werden, es darf uns nicht beherrschen. Das Rechnen in der Kirche muss im Dienst eines Glaubens stehen, der selbst nicht rechnet“, hat der bayerische Landesbischof Bedford-Strohm einmal geschrieben. „Fundraising evangelisch“ – vielleicht ist der Titel der bunten, umfangreichen Arbeitshilfe gar nicht mal so schlecht gewählt ...

Lassen Sie sich mit diesen Gedanken einladen, den Vortrag von Stefan Claaß zum Thema wahrzunehmen, den wir in dieser Ausgabe des Hessischen Pfarrblattes abgedruckt haben, und das „Auch das noch“ am Ende, das eine kirchliche „Mittelakquise“ der besonderen Art beschreibt. Viel Freude auch an den anderen lesenswerten Beiträgen wünschen Ihnen

mit freundlichen Grüßen

Maik Dietrich-Gibhardt und Susanna Petig

Der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V. bietet in seinem Haus **Zum Berggarten 27 in Kassel-Kirchditmold im 2. Obergeschoss links eine Wohnung** an für Pfarrvereinsmitglieder, auch für Vikare/innen bzw. Vikarsfamilien. Auch Pfarrer anderer Landeskirchen sind willkommen.

Es handelt sich um eine **4-Zimmer-Wohnung** mit Küche und Bad und einer Wohnfläche von ca. 77 qm. Der monatliche Mietpreis beträgt für Mitglieder des Vereins 340,00 € zuzüglich Heiz- und Nebenkosten.

Nähere Informationen können beim **Evangelischen Stadtkirchenamt in Marburg, Herrn Nickel, Barfußbertor 34, 35037 Marburg - Tel. 06421 9112-0 bzw. -21 oder E-Mail herbert.nickel@ekkw.de, erfragt werden.**

Pfarrer Frank Illgen, Vorsitzender

Pfarramt in Zukunft – unter welchen Rahmenbedingungen?“

Impulsreferat beim Pfarrtag in Fulda – 12. Juni 2013

Bischof Prof. Dr. Martin Hein

I. Grundlegendes

Für die Gestalt des evangelischen Pfarramts gilt, was für die Gestalt der evangelischen Kirche insgesamt gilt: Es geht darum, die Grundfunktion von Kirche sicherzustellen, dass nämlich „das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden“, wie es klassisch Confessio Augustana VII formuliert.

Die große Freiheit zur Gestaltung der Kirche wird nur begrenzt durch das, was Jahrhunderte später die III. These der Barmer Theologischen Erklärung so formuliert hat, dass nämlich die Kirche „mit ihrem Glauben wie mit ihrem Gehorsam, mit ihrer Botschaft wie mit ihrer Ordnung mitten in der Welt der Sünde als die Kirche der begnadigten Sünder zu bezeugen, dass sie allein sein Eigentum ist, allein von seinem Trost und von seiner Weisung in Erwartung seiner Erscheinung lebt und leben möchte.“ Zwischen diesen beiden Polen sind viele Optionen für die Gestaltung von Kirche und Pfarramt möglich, die jeweils – um schließlich noch Confessio Augustana V zu zitieren – dazu beitragen, den rechtfertigenden Glauben zu wirken, „wo und wann Gott will“.

Mein erster Hinweis also lautet: Das Pfarramt unterliegt einer großen Gestaltungsfreiheit. Das gilt für die institutionellen Rahmenbedingungen des Pfarramts ebenso wie für die individuelle Ausgestaltung durch konkrete Personen in konkreten Gemeinden. Und ich schließe den zweiten Hinweis direkt an: Die Rahmenbedingungen des evangelischen Pfarramtes haben sich stets verändert, seit es das evangelische Pfarramt gibt.

Auf manche Veränderung haben die Kirchenleitungen Einfluss gehabt, z.B. die Einführung einer für alle Pfarrstellen vergleichbaren Besoldung im 19. Jahrhundert. Andere Entwicklungen entziehen sich – aus gutem Grund! – kirchenleitendem Einfluss, beispielsweise die Auflösung klassischer Familienmodelle im Pfarrhaus und damit de facto der Wegfall der

klassischen Pfarrfrau, die ihrem Mann den Rücken freihält und sich auch sonst vollzeitlich in der Gemeinde einbringt.

Die Erwartungen an Pfarrerinnen und Pfarrer ändern sich. Ein markantes Beispiel: Bei den Kasualien stehen wir in einer Konkurrenz zu weltlichen oder freireligiösen Anbietern. Das bringt bei manchen, die nach Taufen, Trauungen oder Beerdigungen nachfragen, eine „Kundenperspektive“ mit sich, aus der heraus „Dienstleistungen“ abgerufen werden. Diese Rollenerwartung löst deutliche Irritationen aus (was ich gut verstehen kann). Gleichwohl kann eine solche Veränderung in den Erwartungen der Gemeindeglieder auch nicht ignoriert werden.

Aber auch das Selbstverständnis von Pfarrerinnen und Pfarrern ändert sich: So nimmt die Trennung von Beruf und Privatleben heute einen viel größeren Stellenwert ein als noch vor wenigen Jahrzehnten. Und selbstverständlich geht es bei der beruflichen Entwicklung nicht mehr „nur“ darum, dass ein Pfarrer oder eine Pfarrerin die Stelle wechselt, sondern es kommt unweigerlich auch die Berufstätigkeit von Partnerinnen und Partnern mit in den Blick – die zuweilen auch diejenigen mit dem höheren Gehalt und den besseren Karrierechancen sind.

Aus kirchenleitender Perspektive müssen wir beides in den Blick nehmen: sowohl die sich verändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (dazu gehört der Rückgang der Gemeindeglieder und damit der finanziellen Ressourcen) als auch das eben skizzierte veränderte Selbstverständnis von Pfarrerinnen und Pfarrern. Für die landeskirchliche Personalpolitik ist es eine zunehmend wichtige und zunehmend anspruchsvolle Aufgabe, passgenaue Lösungen zu finden, also die richtigen Pfarrerinnen und Pfarrer und die richtigen Pfarrstellen zueinander finden zu lassen.

Auch für Kirchenvorstände ist das eine anspruchsvolle Aufgabe, die genannten Verän-

derungen wahrzunehmen und mit Pfarrerinnen und Pfarrern zu gestalten. Hier und da nehmen wir als Kirchenleitung wahr, dass der Generationenwechsel auf einer Pfarrstelle auch einen Paradigmenwechsel in der Wahrnehmung des Pfarramts darstellt, der dann ebenso sorgfältig wie offensiv gestaltet werden muss.

II. Antworten auf Fragen des Pfarrvereinsvorsitzenden

Bei den derzeitigen Spar- und Strukturveränderungen wird eine theologische Grundlegung vermisst. Welche theologische Vision oder Konzeption sehen Sie als Bischof für das Pfarramt in Zukunft?

Auch das Pfarramt der Zukunft wird dem Auftrag dienen, den CA V beschreibt: „Um diesen [rechtfertigenden] Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingesetzt, das Evangelium und die Sakramente gegeben, durch die er als durch Mittel den Heiligen Geist gibt, der den Glauben, wo und wann er will, in denen, die das Evangelium hören, wirkt, das da lehrt, dass wir durch Christi Verdienst, nicht durch unser Verdienst, einen gnädigen Gott haben, wenn wir das glauben.“

Die grundsätzliche theologische Konzeption des evangelischen Pfarramts ändert sich nicht; was sich dagegen ändert, sind die Rahmenbedingungen und die konkrete Ausgestaltung dieses Amtes. Dazu finden sich nach wie vor lesens- und bedenkenswerte Überlegungen in der Studie der Theologischen Kammer „Das Amt des Pfarrers und der Pfarrerin in der modernen Gesellschaft“ (2004): Den Begriff der religiösen Profession (S.11ff) beispielsweise halte ich nach wie vor für hilfreich, ebenso die Überlegungen zu „Ausdifferenzierung“ und „Begrenzungen“ im Pfarramt (S. 21f). Über die Fragen von „Residenzpflicht, Präsenz und Erreichbarkeit“ (S. 27ff) hat die kurhessische Synode im Zusammenhang der Vorschläge des Zukunftsausschusses intensiv diskutiert, ebenso über die Fragen von „Leitung und Verwaltung“ im Pfarramt (S. 33f).

Ich empfehle hier ein zirkuläres Verfahren: Manches aus diesem Papier kann für die vor uns liegenden Diskussionen immer noch hilfreich sein. Und ich könnte mir vorstellen, dass wir dann, wenn wir Weichen für die Zukunft

gestellt haben, diese Studie ein weiteres Mal überarbeiten.

Wie wird der Pfarrberuf nach den absehbaren Veränderungsprozessen 2020/26 aussehen?

Der Pfarrberuf wird auch in Zukunft ein attraktiver, abwechslungsreicher und spannender Beruf sein. Bis auf weiteres werden wir in Kurhessen-Waldeck die Relationsformel weiter anwenden können, das heißt, dass sich am zahlenmäßigen Verhältnis von Pfarrerinnen und Pfarrern einerseits und Gemeindegliedern andererseits nichts ändert (1320 Gemeindeglieder finanzieren eine Pfarrstelle; auf eine Gemeindepfarrstelle kommen rund 1700 Gemeindeglieder). Allerdings verteilen sich diese Gemeindeglieder aus den allseits bekannten Gründen zunehmend auf größere Flächen – und das heißt auch, dass sich der räumliche Zuständigkeitsbereich von Pfarrerinnen und Pfarrern erweitert und sich daraus erhöhte Anforderungen an die Teamfähigkeit von Pfarrerinnen und Pfarrer ergeben.

Welche Menschen will Kirche in Zukunft mit welcher Arbeitsstruktur erreichen und welche nicht?

Vorab: Menschen, die wir als Kirche nicht erreichen wollen, kann ich mir gar nicht vorstellen.

Die Diskussionen in der Landessynode um die Vorlage des Zukunftsausschusses haben sich in dieser Hinsicht an zwei Polen orientiert: den auf die klassische Parochie bezogenen Angeboten und den „Angeboten am Weg“. Beides ist nach meiner Überzeugung notwendig: Wir brauchen die Möglichkeit, dass Menschen sich am jeweiligen Wohnort kirchlich beheimaten – und dies in abgestuften und selbstbestimmten Graden der Nähe und Distanz. Dabei kann und muss nicht jede Gemeinde dasselbe Profil haben, sondern unterschiedliche Angebote und Profile können sich in einem überschaubaren Sozialraum ergänzen.

Daneben brauchen wir die Angebote „am Weg“ für Menschen, die unabhängig von ihrem Wohnort punktuelle Kontakte suchen. Solche Angebote können auch eine höhere Spezialisierung aufweisen, wie beispielsweise die Programme der Akademie, der Evangelischen Foren oder der Familienbildungsstätten.

Auf andere Zielgruppen bezogen zählen für mich auch zahlreiche diakonische Angebote zu denen „am Weg“.

Welche Inhalte und Ziele werden die Arbeit von Pfarrerinnen und Pfarrern bestimmen?

Pfarrerinnen und Pfarrer werden auch in Zukunft dafür verantwortlich sein, das Evangelium zu verkünden und die Sakramente zu feiern (CA VII), damit der Glaube geweckt wird „wie und wo es Gott gefällt“ (CA V). Die Frage, wie sich das an einzelnen Orten und in verschiedenen Arbeitsfeldern konkret ausgestaltet, wird dabei vermutlich noch vielfältiger beantwortet werden müssen als heute. Besonders wichtig ist, dass die konkrete Formulierung der Inhalte und Ziele von Pfarrerinnen und Pfarrern gemeinsam mit Kirchenvorständen und anderen Ehrenamtlichen beziehungsweise mit den Gemeindegliedern und Zielgruppen erarbeitet wird. „Partizipation“ und „Mitgliederorientierung“ sind Stichworte, die an Bedeutung gewinnen werden. Neben dem, was wir klassisch mit der Formulierung „theologische Kompetenz“ bezeichnen, werden kommunikative Kompetenz, Leitungskompetenz und Teamfähigkeit für das Pfarramt der Zukunft von zentraler Bedeutung sein.

Welche Veränderungen in Studium, Ausbildung und Fortbildung sehen Sie als dazu notwendig an?

Im Bereich des Studiums der Evangelischen Theologie sind wir nach wie vor dabei, die allgemeinen Vorgaben des Bologna-Prozesses umzusetzen, also vor allem eine stärkere Modularisierung des Studiums vorzunehmen. Das Vikariat hat bereits heute stärker als früher den Aspekt der Teamarbeit im Blick. Kollegiale Beratung, individuelle Schwerpunktsetzung und gegenseitige Entlastung sind Themen, die an Bedeutung gewinnen.

Ich ermutige Pfarrerinnen und Pfarrer zur Fortbildung! Diese Impulse außerhalb des pfarramtlichen Alltags sind notwendig, um die eigene Arbeit von Zeit zu Zeit zu reflektieren und neu auszurichten. Fortbildungen steigern auch das Verständnis für andere Arbeitsgebiete. Nicht zuletzt: Supervision wird für Pfarrerinnen und Pfarrer zunehmend selbstverständlich werden.

Wie kann der Pfarrberuf auch in Zukunft ein attraktives Berufsziel werden bzw. bleiben?

Ich komme auf den Anfang zurück: Pfarrerin oder Pfarrer zu sein, eröffnet eine große Gestaltungsfreiheit. Zudem gibt es viele Möglichkeiten der Weiterbildung und Spezialisierung. Wechsel des Arbeitsfeldes und der Schwerpunkte sind bei ein und demselben Dienstherrn möglich. Darüber hinaus werden die Grenzen zwischen den Landeskirchen durchlässiger und Stellenwechsel auch innerhalb der EKD selbstverständlicher.

Wer heute Theologie studiert, hat also solide Zukunftsaussichten – und dabei sind die zurückgehenden Gemeindegliederzahlen und finanziellen Ressourcen durchaus mit einkalkuliert. Dazu gehört auch, dass wir eine verlässliche Besoldung bieten: Unsere Landeskirche hat nach wie vor die Regel-Verbeamtung von Pfarrerinnen und Pfarrern sowie die Durchstufung von A13 nach A14. Bei den synodalen Diskussionen um die mittelfristig notwendigen Einsparungen wurde dies nicht in Frage gestellt. In anderen Landeskirchen ist das keineswegs selbstverständlich.

Das Thema „Pfarrhaus“ ist ein viel diskutiertes Thema. Dabei hat es in der Vergangenheit Versäumnisse gegeben. Im Nachgang zu den Vorschlägen des Zukunftsausschusses hat die Synode Weichen gestellt: Es bleibt bei der Regel, dass auf eine volle Gemeindepfarrstelle ein Pfarrhaus mit Residenzpflicht kommt. Durch Neuordnungen im Finanzsystem wollen wir dahin kommen, dass die Gemeinden finanziell in der Lage sind, diese Häuser angemessen auszustatten und zu erhalten.

Schließlich: Das Thema „Beruf und Familie“ hat in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen. Bei allen professionsspezifischen Zumutungen, die ein Pfarramt auch für die Familie mit sich bringt, bieten sich hier große Freiräume, Beruf und Privatheit zu vereinbaren.

*Martin Hein, Haus der Kirche,
Wilhelmshöher Allee 330, 34131 Kassel*

Wie Kirche und Fundraising gut miteinander leben können¹

Stefan Claab

Prophetischer Blick sieht nicht nur Zukunft vorher, sondern vor allem Wahrheit hervor. Was jetzt schon vorhanden ist, aber noch nicht für alle sichtbar, zeigt sich dem prophetischen Scharfblick. Der belgische Maler René Magritte hat das 1936 sehr schön festgehalten auf seinem Bild „Scharfblick“. Er, der Maler schaut auf das Ei auf dem Tisch und malt einen Adler. Dass in dem Ei etwas Neues steckt, werden viele Menschen aus Erfahrung wissen. Aber wer kann sehen, was da heranwächst? Der Blick richtet sich auf das Ei, die Signale gehen durch den Maler hindurch, seine Hand malt, was noch niemand sonst zu sehen vermag. Er hat ein inneres Bild, von dem, was kommt. Seine Hand ist schon an dem beteiligt, was werden wird.

Ich möchte mit Ihnen betrachten, welche Haltung es braucht, um zwischen gemeindlichem / kirchlichem Leben und Fundraising Freundschaft zu stiften. Es gibt Gemeinden, in denen das erlebt wird. Und es gibt Gemeinden, die sich damit schwer tun. Andere haben das Thema für sich noch nicht entdeckt.

Aber Fundraising ist kein neumodischer Rettungsschirm für Notfälle, sondern Bestandteil unseres gemeindlichen Lebens, ob wir es sehen oder nicht. Häufig wird unter „Fundraising“ nur die Extra-Portion Finanzen verstanden, die zum Gewohnten zusätzlich eingeworben werden soll. Ich glaube, dass es hilfreicher wäre, auch die Einkünfte durch Kirchensteuern als Teil des Fundraising zu sehen. Mir missfällt jedenfalls, dass diese Einnahmen zu oft als selbstverständlich eingeplant werden und nicht gesehen werden als freiwillige Gaben von Kirchenmitgliedern. Sicher, die meisten sehen diese Gaben gar nicht, weil sie gleich vom Lohn abgezogen werden. Trotzdem sind sie genau das: freiwillige Gaben, denn niemand ist gezwungen, Mitglied zu sein. Aber wie viele Gemeinden gibt es, in denen explizit für die Kirchensteuer gedankt wird? Ich kenne nur ganz wenige.

In fast allen Gottesdiensten wird eine Kollekte eingesammelt. Es fragt sich nur: wie? Ich erlebe häufig stereotyp gleiche Formulierun-

gen: „für gesamtkirchliche Aufgaben“ oder „für die eigene Gemeinde“. Motiviert das zum Geben? Mich nicht. Wie viele andere werfe auch ich eine stereotyp gleiche (kleine) Summe ins Körbchen. Anders in Gemeinden, in denen ich konkret informiert und ernst genommen werde. Wenn ich erfahre, welches Projekt gerade in der Jugendarbeit verfolgt wird, wo das Dach undicht ist oder bedürftige Gemeindeglieder unterstützt werden, beteilige ich mich auch beim Geben ganz anders.

Fundraising ist eine geistliche Frage. Sie gibt Auskunft darüber, was uns am Herzen liegt und woran die Gemeinde baut. Und das nicht nur mit Geld, „Funds“ sind nicht nur die Finanzen, sondern alle Gaben: auch Zeit und praktisches Engagement. Darum richtet sich Fundraising nicht nur an wohlhabende Gemeindeglieder, sondern an alle Interessierten, die sich darauf ansprechen lassen, sich an den Anliegen der Gemeinde zu beteiligen.

Für diesen Artikel bleibe ich beim Begriff „Fundraising“. In meiner früheren Gemeinde haben wir ihn ersetzt durch das Wort „Proviand“. Es ist besser verständlich und zeigt an, dass neben dem Geld alle Gaben, Stärken und Talente gefragt sind „pro via“.

Ich möchte mit Ihnen heute Morgen drei Haltungen betrachten:

- 1) freundschaftliche Haltung
- 2) Teilhaben, teilgeben
- 3) Konkret werden

1) Freundschaft

„Ziemlich beste Freunde“ war ein erfolgreicher französischer Film über zwei Männer, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Der eine reich und gelähmt und auf Hilfe angewiesen. Der andere jung und stark am Rand des sozialen Abgrunds. Freunde werden diese beiden Männer erst nach einer langen Geschichte. Am Anfang brauchen sie einander nur, sie sind einander nützlich: der eine kauft sich notwendige Unterstützung, der andere braucht das Geld. So lange sie einander nur nützlich sind, knirscht es zwischen ihnen. Im Laufe der Geschichte entdecken sie einander, am Ende dienen sie einander. Das griechische Wort dafür: leiturgein.

¹ Gekürzte Fassung eines Vortrags auf dem Fundraising-Forum Hessen und Nassau am 14.05.2013 in der Jugendkulturkirche sankt peter, Frankfurt am Main.

Wie ist in Ihrer Gemeinde das Verhältnis zwischen Gottesdienst-Ausschuss und Finanz-Ausschuss? Wird im Finanz-Ausschuss gebetet? Wird im Gottesdienstausschuss über Geld gesprochen – nicht nur übers Ausgeben, sondern auch über sorgfältige Kollektenbitten und wertschätzenden Dank?

Manchmal wird die Scheu, über Geld zu reden, mit der Bergpredigt begründet. Mit dem bekannten Satz Jesu: „Wenn du Almosen gibst, so lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut.“ (Matthäus 6, 3)

Mit Spenden, Gaben und Engagement anzugeben, ist keine freundschaftliche, sondern eine herablassende Haltung. Der Satz aus der Bergpredigt gehört darum auch ins Handbuch für Fundraising.

Aber die Aufforderung Jesu hat noch eine zweite Pointe. Die linke Hand steht für die gefühlsbetonte, spontane Seite. Die linke Hand kommt von Herzen und gibt nach Lust und Laune. Die andere, die rechte Hand steht für unser bewusstes Leben, für unsere Entscheidungen, die wir mit Bedacht treffen. Diese Hand blättert in den Spendenbriefen und sucht im Computer, ob die angepriesene Aktion das geprüfte Vertrauensiegel aufweist. Und dann schreibt die rechte Hand eine Überweisung oder tippt eine SMS. Oder auch nicht.

Es gibt aber eine Voraussetzung, die für beide Hände gilt. Als der Apostel Paulus Spenden gesammelt hat für die Gemeinde in Jerusalem, da hat er allen ins Stammbuch geschrieben: „Jeder soll für sich selbst entscheiden, wie viel er geben möchte, und soll den Betrag dann ohne Bedauern und ohne Widerstreben spenden. Gott liebt den, der fröhlich gibt.“ (2. Korinther 9,7 NGÜ)

Eine freundschaftliche Haltung lebt davon, dass Gaben, Talente, Engagement und Geld miteinander dienen können. Sie fragt danach, wem und wie sie am besten dienen können und hat Freude daran. Eine freundschaftliche Haltung findet Wege, über Geld zu sprechen, die jene nicht unangenehm berührt, die selbst (zu) wenig haben.

2) Teilhaben

In einer Gemeinde wurde ein neuer Anbau an der Kirche eingeweiht. Ich gratulierte einem Kirchenvorsteher und fragte nach: „Wie sieht es aus mit der Finanzierung?“ Er antwortete erleichtert: „Das konnten wir alles aus Rücklagen nehmen und von einem früheren Grundstücksverkauf. Wir brauchen nichts

mehr!“ So sehr ich ihm diese Situation gönnte, so sehr dachte ich auch bei mir: für die Nutzung der Räume, für das Leben im Haus wäre es vorteilhaft gewesen, die Gemeindeglieder hätten sich beteiligen können. Ich erinnerte mich an die Erfahrung als Jugendlicher, unsere Räume selbst ausbauen und gestalten zu dürfen. Es war ein ganz anderes Leben, als wenn sie uns fertig übergeben worden wären.

In einer anderen Nachbargemeinde wurde kürzlich die fünfzigjährige Grundsteinlegung der Kirche gefeiert. Der Ort war in vielfacher Weise beteiligt. Ein Mann erzählte, sein Vater sei damals bei jenen, die sich dafür gemeldet hatten, von Haus zu Haus gezogen. Jede Woche hat er 5 Mark eingesammelt. Die damalige Beteiligung durch aktive Hilfe beim Bauen und beim Finanzieren merkt man der Gemeinde bis heute an.

Teilhaben und teilgeben ist eine Grundhaltung für alles Leben in der Gemeinde. Davon waren auch die Gottesdienste der frühen Zeit geprägt, wenn die Menschen ihre Anliegen laut ausriefen, und alles Volk antwortete: Kyrie eleison, Herr erbarme dich. Teilgeben und teilhaben erfuhren die Menschen in der Feier der Eucharistie, des Abendmahls. Im Lauf der Entwicklung wurde die Gemeinde aber immer mehr zu Zuschauern einer heiligen Handlung, sie waren keine Beteiligten mehr. Das führte so weit, dass im IV. Laterankonzil 1215 beschlossen werden musste, dass jeder Christenmensch wenigstens 1x im Jahr (!) an der Eucharistie teilnehmen sollte. Spätere Jahrhunderte haben mit und nach der Reformation gegengesteuert und die Gemeinde wieder mehr am Geschehen beteiligt. Aber die ursprünglich klaren Dialoge sind verkümmert, in nicht wenigen Kirchen wird der Gemeinde sogar das „Amen“ weggenommen und von den Pfarrerinnen und Pfarrern gleich mitgesprochen. Dass jemand etwas vorlesen darf oder Gesangbücher verteilt, zeugt noch nicht von einer Haltung des Teilgebens und Teilhabens. Dass dies in den klassischen Gottesdiensten als Defizit erlebt wird, sieht man an den alternativen sogenannten „2. Programmen“. Dort ist Beteiligung der Feiernden eines der Hauptkennzeichen.

Teilhaben steht am Beginn unserer gemeindlichen Existenz. Die Taufe gewährt als Sakrament Teilhabe am Reich Gottes. Unser Leben wird in der Taufe gewendet und für das Reich Gottes in Anspruch genommen. Es geht

nicht um Heil oder Unheil, drinnen oder draußen, sondern um Teilhabe am Reich Gottes.²

Erst recht gewährt das Sakrament der Partizipation Teilhabe an der Tischgemeinschaft mit Christus über zeitliche, räumliche und über soziale Grenzen hinweg.

Alle diese Erfahrungen drängen zu einer Grundhaltung des Teilhabens und Teilgebens auch in den Entfaltungen gemeindlichen und alltäglichen Lebens.

Im Blick auf Gemeinde und Kirche gerät diese Grunderfahrung der Teilhabe an der Geschichte Gottes ins Hintertreffen gegenüber der Teilhabe an der sichtbaren Gestalt der Kirche. In der Folge erscheint der Eindruck übermächtig, an einer schwindenden und schrumpfenden Organisation teilzuhaben. Das ist nicht motivierend: kleiner werden, überaltern.

Im Februar 2013 schrieb Andreas Dreyer, Vorsitzender des Hannoverschen Pfarrvereins zur Nachwuchsfrage im Pfarrberuf.³ Er zitiert die Prognose aus der EKD-Schrift „Kirche der Freiheit“, die Kirche werde 2030 ein Drittel ihrer Mitglieder und die Hälfte der Finanzkraft eingebüßt haben. Eine „Organisation...“, die sogar in ihrer externen Kommunikation konzidiert, ein harter Schrumpfkurs sei das einzig mögliche Szenario ... schreckt potentielle Bewerber in jeder Hinsicht ab. „Ähnliches ließe sich für die Vielzahl an Fundraising- und Stiftungsprojekten sagen: Wenn einer (noch) steuer- und damit beitragsfinanzierten Organisation zum Ausgleich drohender Unterfinanzierung keine anderen Konzepte einfallen, dann muss es schlecht um sie bestellt sein.“ (S.68) Pfarrer Dreyer hat recht: diese Prognosen sind abschreckend, und Fundraising kann kein Rettungsschirm für wegbrechende Kirchensteuereinnahmen sein. Aber seine Kritik geht auch fehl, wenn er Fundraising nur als mangelhafte Alternative zur Steuerfinanzierung betrachtet. Beide Finanzierungswege sind auf der Grundlage von Beteiligung und Engagement zu sehen. Fundraising ermöglicht – zusammen mit anderen Initiativen – Teilhabe in einem weiter reichenden Horizont. Ich bin überzeugt, dass die Vorsorge für eine kleiner werdende Kirche nicht von Depression geprägt sein muss. Es entspannt, wenn wir das Thema Geld nicht nur mit der Organisation

Kirche verbinden, sondern zuerst mit einer Teilhabe am Reich Gottes. Was uns am Herzen liegt, dafür werden Menschen auch in Zukunft Einsatz und Geld geben.

3) Konkret werden

Bei der Kollekte im Gottesdienst haben etliche Gemeinden bereits die Erfahrung gemacht: je konkreter, desto deutlicher die Rückmeldung, verbal oder finanziell. Wenn Sie in Ihrer Gemeinde mit der Proviand-/Fundraisingarbeit systematisch beginnen wollen, kann ich nur empfehlen, damit zu beginnen, eine Kultur des Dankens zu entwickeln. Dank für Engagements und Mitwirkung, Dank für Kirchensteuern und Spenden. Dann kann sich eine Kultur der Information und Transparenz anschließen. Wofür wird das Geld in der Gemeinde verwendet? Wofür die Spenden? Das Auslegen des Haushaltsplans im Gemeindebüro reicht auf keinen Fall. Information ist eine Bringschuld der Gemeinde an alle Haushalte. Und dann, in einer nächsten Stufe, ist es genau so wichtig, mit dem Bedarf offen und ehrlich umzugehen. Da gibt es manchmal interne Bedenken gegen sogenannte „Bettelbriefe“. Wir haben in der Gemeinde die gegenteilige Erfahrung gemacht: neben wenigen kritischen Stimmen kam ganz viel Lob zurück: „Wie gut zu wissen, wofür ihr Geld braucht. Ich dachte schon, ihr braucht gar nichts.“

Siehst du uns? So könnte man im Neuen Testament den Ruf „Kyrie eleison“ übersetzen.⁴ Diesen Sinn hatte der Kyrie-Ruf auch in den ersten Jahrhunderten zu Beginn des Gottesdienstes. Die preußische Agende hat 1895 hin-führende Texte eingefügt und ein Sündenbekenntnis daraus gemacht. Eine Entwicklung, die von etlichen Gemeindegliedern konkret so erlebt wird: Kaum hat der Gottesdienst begonnen, bekommen wir als erstes eine Abreibung. Was zu Beginn viel eher konkret werden sollte, sind die Spannungsverhältnisse, aus denen wir kommen: vertrauend und zweifelnd, zufrieden mit unserem Leben und doch nicht zufrieden, barmherzig und hartherzig. Ebenso wie die Rufer in den neutestamentlichen Szenen: lebend und doch krank, anwesend und doch ausgeschlossen. Kyrie zwischen der Ökonomie des Marktes und der Ökonomie der Gnade.

Alle Bemühungen um Fundraising stecken auch in Spannungsverhältnissen zwischen Ver-

2 Günter Thomas: Was geschieht in der Taufe?, Neukirchen 2011

3 „...und wir dachten, wir hätten ein Amt errungen...“, Dt. Pfarrerberlatt, 2/2013, S. 64-68.

4 Matthäus 20, 30; Lukas 17, 13

trauen und Vorsorge, Not und Überfluss, Haben und Abgeben. Kyrie eleison.

In der Liturgie folgt der Gnadenzuspruch: Gott nimmt sich unserer Zerrissenheit an, durch Gott und in Gott können Spannungen versöhnt werden. Wir brauchen diesen Hilferuf und den Zuspruch Gottes auch in unserem Bemühen um den rechten Umgang mit Gaben, Engagement und Geld. Damit es lernt zu dienen und uns nicht beherrscht. Weder durch Dauersorge noch heimlich im Hintergrund.

Ein frühes Beispiel für einen gelingenden und konkreten Fundraising-Dialog finden wir im Buch Nehemia, Kapitel 2: Im Monat Nisan des zwanzigsten Jahres des Königs Artahsasta, als Wein vor ihm stand, nahm ich den Wein und gab ihn dem König, und ich stand traurig vor ihm. Da sprach der König zu mir: Warum siehst du so traurig drein? Du bist doch nicht krank? ... Sollte ich nicht traurig dreinsehen? Die Stadt, in der meine Väter begraben sind, liegt wüst, und ihre Tore sind vom Feuer verzehrt. Da sprach der König zu mir: Was begehrst du denn? Da betete ich zu dem Gott des Himmels und sprach zum König: Gefällt es dem König und hat dein Knecht Gnade gefunden vor dir, so wollest du mich nach Juda reisen lassen, in die Stadt, wo meine Väter begraben sind, damit ich sie wieder aufbaue... Gefällt es dem König, so gebe man mir Briefe an die Statthalter jenseits des Euphrat, damit sie mir Geleit geben, bis ich nach Juda komme, und auch Briefe an Asaf, den obersten Aufseher über die Wälder des Königs, damit er mir Holz gebe zu Balken für die Pforten der Burg

beim Tempel und für die Stadtmauer und für das Haus, in das ich einziehen soll. Und der König gab sie mir, weil die gnädige Hand meines Gottes über mir war.

Amortisation und Amorisation

„Ursprünglich, vom Mittelalter bis weit ins 20. Jahrhundert, bedeutete Amortisation vor allem den Vermögenserwerb der Kirche, da diese Güter als dem weltlichen Wirtschaftskreislauf entzogen (abgestorben) galten.“⁵

Vermögenserwerb der Kirche aus der Wurzel „mors“ = Tod? Sehr unsympathisch.

Der katholische Naturforscher und Theologe Teilhard de Chardin hat für den Blick in die Zukunft das Wort „Amorisation“ geprägt. Es bezeichnet den Weg auf die Vollendung der Welt hin, geprägt nicht von mors, sondern von amor, der Liebe zu Gott und den Menschen.

Als Proviantwort möchte ich Ihnen ein Wort von Teilhard de Chardin mitgeben: „Die einzige Art, das Leben erträglich zu machen, ist zu lieben und anzubeten, was es zuinnerst be-seelt und lenkt... Es macht den Wert und das Glück des Lebens aus, in etwas Größerem auf-zugehen, als man selbst ist.“

Oder aus protestantischer Quelle, von Johannes Calvin: „Die beste Art, Gott für seine Wohltaten zu danken, ist: neue von ihm zu erwarten.“

*Stefan Claaß
Professor für Homiletik und Liturgik
Theologisches Seminar Herborn*

⁵ www.wikipedia.org, Amortisation

NACHLESE

Das Kierkegaard-Jubiläum in der Presse

Michael Heymel

Vor 200 Jahren, am 5. Mai 1813, wurde in Kopenhagen Søren Aabye Kierkegaard geboren, nach dem Märchenerzähler Hans Christian Andersen zweifellos der berühmteste Autor, den Dänemark im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Sein schriftstellerisches Werk hat eine vielfältige, weit über sein kleines Heimatland hinausreichende Wirkungsgeschichte ausgelöst, die sich in den Disziplinen Philosophie, Theologie, Psychologie, Psychiatrie und Literaturwissenschaft, nicht zuletzt auch in der Lite-

ratur niedergeschlagen hat. So war zu erwarten, dass das Datum auch in den Feuilletons der großen deutschsprachigen Tages- und Wochenzeitungen und in Zeitschriften kommentiert werden würde. Das geschah – in deutlich stärkerem Umfang und mit gehaltvolleren Beiträgen übrigens als noch zu Kierkegaards 150. Todestag am 11. November 2005. Welches Bild von Kierkegaard vermitteln die journalistischen Würdigungen dem interessierten Lesepublikum? Ich habe mir daraufhin die Beiträge

von sechs Zeitungen und zwei Zeitschriften aus dem deutschsprachigen Raum (Deutschland und Schweiz) angesehen.

1. Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)

Die FAZ brachte nicht nur in ihrer Sonntagszeitung vom 5.5.2013 eine von Eberhard Rathgeb verfasste Würdigung Kierkegaards, sondern berichtete überdies vor und nach seinem 200. Geburtstag ausführlich über wissenschaftliche Tagungen und kulturelle Veranstaltungen aus diesem Anlass. Den Anfang machte am 20.2.2013 ein Tagungsbericht von Maximilian Krämer mit dem kuriosen Titel: „Er war kein Mann fürs Wort zum Sonntag“. Eine von Hermann Deuser und Markus Kleinert organisierte Tagung in Erfurt widmete sich Kierkegaards Selbstverständnis als religiöser Schriftsteller. Dabei wurde die These vertreten, sein Selbstverständnis sei „weniger eine Standortbestimmung als vielmehr Ausdruck seines Problems, sich in den damals gängigen intellektuellen Gattungen nicht verorten zu können: In seinem ironischen Schweben zwischen Ästhetischem und Religiösem konnte er sich weder auf eine kirchlich-religiöse Vollmacht noch auf die etablierte Wissenschaft, weder auf die Universitätsphilosophie noch auf die Theologie berufen.“ Der Bericht, der in seiner Diktion das ziemlich abgehobene Niveau der Debatten zu diesem Thema spiegelt, gewährt einen interessanten Einblick in den aktuellen Stand der Kierkegaard-Forschung, die einerseits in historischer Quellenforschung, andererseits in kritischer Aufarbeitung der Kierkegaard-Rezeption besteht. Der Historismus dieses Zugangs erklärt bis zu einem gewissen Grad die Schwierigkeiten der Forscher, dem Publikum zu vermitteln, weshalb es sich lohnt, Kierkegaard heute zu lesen. Der Oxforder Theologe George Pattison konnte in Erfurt immerhin zeigen, dass es dem religiösen Schriftsteller um das „Problem des Christwerdens als eines der Lebenspraxis“ geht, „wie es sich im Prozess des Schreibens selbst niederschlägt“.

Inzwischen hat der deutschsprachige Raum seine Vorreiterrolle in der Kierkegaard-Forschung, die ihm im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts zukam, an den englischen Sprachraum abgegeben, resümiert Krämer in einem weiteren Artikel (15.5.2013). Er berichtet, wie Kierkegaard in Kopenhagen offiziell und akademisch und in Ausstellungen ein halbes Jahr lang gefeiert wird. In einem feierlichen Gedenkgottesdienst in der Frauen-

kirche habe Bischof Peter Skov-Jakobsen sich bemüht, „Kierkegaards Polemik der späteren Jahre durch seine frühere Verbundenheit mit der Kirche und ihrem Oberhaupt, Bischof Mynster, zu entschärfen“. Die nunmehr fertig gestellte neue historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke Kierkegaards in 55 blauen Bänden, von denen 27 Kommentare enthalten, wurde in Gegenwart der dänischen Königin an die Universität von Kopenhagen übergeben. Zu einem Gespräch vor Publikum über ihre persönliche Beziehung zu Kierkegaard hatte der Kurator der New York Public Library, Paul Holdengräber, prominente Gäste in die Königliche Bibliothek Kopenhagens eingeladen. „Die amerikanische Schriftstellerin Siri Hustvedt und der französische Essayist Pascal Bruckner ... ließen sich von ihrem wortgewandten Gesprächspartner Bekenntnisse zu ihrer Jugendliebe Kierkegaard entlocken.“ Wieso, fragt sich der Leser, kam niemand in Deutschland auf diese schöne Idee?

Jürgen Kaube berichtete („Der Einzelne“, 4.5.2013), wie die Kirche in Südschleswig als einzige Kirche – merkwürdigerweise im Rahmen eines Programms „Interreligiöser Dialog“ – auf dem Hamburger Evangelischen Kirchentag an Kierkegaard erinnerte. Zugleich wies er darauf hin, dass der Däne „sich heute bei Protestanten, die vor allem gegen das protestieren, gegen das alle protestieren, das Vergessen gefallen lassen [muss]“. Nach Kaube hat Kierkegaard ein zumutungsreiches Christentum vertreten. Es sei kurios, ihn dafür als anti-liberal zu schelten (wie es gerade Friedrich Wilhelm Graf getan hatte). Kierkegaard habe sich nur an die Texte des Neuen Testaments gehalten und sich, fern von jedem Fundamentalismus, als Einzeller an Einzelne gewandt. Das betont auch Eberhard Rathgeb: Kierkegaard „sagte, es komme auf den Einzelnen an, auf die Wahrheit der Existenz, auf die Subjektivität, darauf, was es heißt, ein Mensch zu sein, ästhetisch, ethisch und vor allem religiös“ (5.5.2013). Es sei „immer noch ein enormer Gewinn, ihn zu lesen.“ Insgesamt lieferte die FAZ gut recherchierte, fundierte Berichterstattung, die den Horizont über Deutschland hinaus weitete.

2. Frankfurter Rundschau (FR)

In der FR erschien am 4. Mai ein Artikel von Otto A. Böhmer, der im Jubiläumsjahr auch eine Biographie über Kierkegaard vorgelegt hat. Böhmer hat schon mehrere biographische

Bücher über Schriftsteller und Philosophen des 19. Jahrhunderts u.a. über Nietzsche, Schopenhauer und Hegel geschrieben. Aber man weiß nicht so recht, was ihn eigentlich an Kierkegaard interessiert. Mit dessen Christentum kann er wenig anfangen. Kierkegaard wird dargestellt als Zeitdiagnostiker, der die Hektik der modernen Zeit richtig erkannte und „unentwegt um Ruhe [ersuchte]“. Die Liebe sei „Gottes Geschenk an den Menschen“, Kierkegaard habe ihren Ort „im Unbedingten und Unbekannten ... ausgemacht“. Als Beleg zitiert Böhmer aus einer erbaulichen Rede, ohne sie zu benennen. Dort heißt es, das Leben der Liebe gehe von einer „Stätte im Innersten des Menschen“ aus. Böhmer dagegen erklärt, der Ort, den Kierkegaard für die Liebe vorsehe, „kann überall und nirgends sein“. Der Mensch müsse „begreifen, dass er nicht alles begreift“. Schließlich gelangt der Autor zu seinem Thema, wenn er bemerkt, Kierkegaard habe „seine Selbstfindung als ein ebenso ernstes wie heiteres Erkenntnispiel betrieben“. Der Däne wird zum Vorbild für eine „behutsame Seelen erkundung ... die für Einspruch und Widerruf offen bleibt“. Auch dafür findet Böhmer die passenden Kierkegaard-Zitate (die hier nur in Kurzform wiedergegeben werden können): Wenn „die Seele in der ganzen Welt allein mit sich selbst ist, ... da empfängt die Persönlichkeit den Ritterschlag, der sie für die Ewigkeit adelt“. „Denn das Große ist ..., man selbst zu sein; und das kann jeder Mensch sein, wenn er will“.

Beim Lesen dieses aus längeren Zitaten und Erläuterungen dazu montierten Artikels entsteht der Eindruck, es sei Kierkegaard nur um Selbstfindung und Seelen erkundung im Horizont einer allgemeinen, freischwebenden Religiosität gegangen. Tatsächlich geht es Böhmer darum, von ihm „die hohe Kunst der Selbstfindung“ zu lernen. Gott steht bei ihm für den Grund des Geheimnisses des Lebens. Das sei ein Gott, „an den man aber nicht glauben muss, um gläubig zu sein“. Soviel bleibt offenbar übrig, wenn man „sich heute nicht mehr auf Kierkegaards christliche Grundüberzeugung einlassen möchte“.

3. DIE WELT

Die Tageszeitung DIE WELT brachte gleich zwei Artikel, wie sie gegensätzlicher kaum hätten ausfallen können: von Christian Möller und von Friedrich Wilhelm Graf. Der emeritierte Heidelberger praktische Theologe Möller

(3.5.2013) zeigt, wie Kierkegaard seinen Landsleuten in dem Buch „Der Begriff Angst“ die dunkle Seite ihres Wesens erhellt habe. Dieser Schrift zufolge, die 1844 unter dem Pseudonym Vigilius Haufniensis, ‚Nachtwächter von Kopenhagen‘, erschien, bietet Angst „dem Menschen unendlich viele Möglichkeiten, unter denen er wählen kann (und muss). Ja, Angst ist geradezu die Bedingung der Möglichkeit von Freiheit – damit aber auch von potenzieller Sünde.“ Dahinter steckt, wie Möller andeutet, „eine existenzielle Erfahrung“, die Auflösung der Verlobung mit Regine Olsen, doch es wäre „zu kurz gegriffen, wenn man Kierkegaards Angstanalyse lediglich als Sublimierung einer unglücklichen Liebesgeschichte abtun würde.“ Denn die Angst stecke in jedem Menschen. Die „schwere Aufgabe besteht darin, sie zuzulassen und richtig mit ihr umzugehen.“ Kierkegaard habe seine Schwermut bei Nacht in schriftstellerischer Tätigkeit verarbeitet, während er tagsüber auf den Straßen „wie der witzigste Mensch Kopenhagens erschienen“ sei. Daneben gab es noch „den Theologen und Prediger. Im Glauben findet Kierkegaard die Aufhebung seiner Widersprüche. In verblüffenden Analysen biblischer Texte interpretiert er das Wesen der Gnade und der göttlichen Vergebung.“

Christian Möller gelingt es, die humane Bedeutung von Kierkegaards Angstanalyse aufzuzeigen und sie als Auslegung der biblischen Urgeschichte erkennbar zu machen. Überdies weist er auf den Prediger Kierkegaard hin und auf die Nachwirkungen seines umfangreichen Gesamtwerkes, das „erst drei Generationen später entdeckt [wird], von Martin Heidegger, Jean Paul Sartre und Franz Kafka, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Karl Barth und Rudolf Bultmann.“

Ganz anders verfährt der Münchner Systematiker Friedrich Wilhelm Graf mit seinem Pamphlet „Ihr Kirchenchristen, ihr Spießer“ (3.5.2013), wenn er Kierkegaard der „fundamentalistischen Frömmigkeit“ bezichtigt: der Däne habe mit seinem „aggressiven Antirationalismus“ den Glauben an die Stelle Gottes gesetzt „und damit ein kognitives Muster für all jene fundamentalistisch Frommen geliefert, die keine Grenzen anerkennen wollen und so die Grundlagen der Zivilität zerstören.“ Was Graf hier großspurig und arrogant verkündet, hat mit dem religiösen Schriftsteller aus Kopenhagen wenig zu tun. Nicht nur mit Grafs

Sachkenntnis hapert es (schon am Anfang erhält Kierkegaards Verlobte Regine einen falschen Vornamen), auch um genauere Unterscheidungen hat er sich allem Anschein nach nicht bemüht. Stattdessen greift er ins Arsenal psychologisierender Polemik und beschreibt Kierkegaard als seelenkranken Menschen, wie es im 19. Jahrhundert schon der Kopenhagener Bischof Martensen tat, um sich mit dem provokativen Kirchenkritiker nicht auseinandersetzen zu müssen.

Graf nennt Kierkegaard einen „ebenso faszinierenden wie gefährlichen Glaubensdenker“, ohne klar sagen zu können, für wen eigentlich „subjektive Wahrfähigkeit und „radikale Hinwendung zum Individuum“ Gefahren sind. Gründe, sie zu fürchten, hätten allenfalls Denksysteme, Institutionen und Ideologien, die sich im Besitz der Wahrheit wähnen. Dabei war der Däne durchaus nicht so auf sich selbst fixiert, wie der Großtheologe aus München unterstellt, sondern im gesellschaftlichen Umgang wie in seinen Schriften ein Mann, der ständig das Gespräch mit anderen führte. Um das zu erkennen, bedarf es allerdings einer etwas breiteren Lektüre der Primärtexte, als Graf sie vorzuweisen hat.

Kierkegaard soll den modernen Existenzialismus begründet haben, indem er den Glauben zur „irrationalen Entscheidung“ machte. Hier vermischt Graf Werk und Wirkung. Es stimmt, Kierkegaard hat vom „Sprung“ des Glaubens gesprochen. Aber er hat eben nicht alle Glaubensgehalte aufgelöst, sondern seine Leser in zahlreichen erbaulichen Reden immer wieder auf Jesus Christus angesprochen, den er übereinstimmend mit lutherischer Dogmatik als Gottmensch oder Mensch gewordenen Gott begreift. Das hätte Graf wissen können, wäre er nicht auf den Fehler zahlreicher Interpreten verfallen, Kierkegaard als Philosophen misszuverstehen und seine mehr als 90 christlichen Reden zu ignorieren, die parallel zu den pseudonymen Schriften erschienen und zusammen mehr als 2000 Druckseiten ausmachen. Er übersieht, dass die Existenzphilosophen von Heidegger bis Sartre die menschliche Existenz unabhängig vom christlichen Glauben denken und schon damit ihrem angeblichen „Ahnherrn“ untreu werden.

Mag sein, dass Kierkegaard sich für die Kirche als Organisation nicht besonders interessierte. Als Gemeinschaft der Heiligen dagegen war sie ihm so wichtig, dass er sie im Augsburg-

ger Bekenntnis zu gering geachtet sah. Hartnäckig hält sich bis heute das Klischee, Kierkegaard habe ein Christentum ohne Kirche vertreten und für die Volkskirche nur Hohn und Verachtung übrig gehabt. Tatsächlich wendet er sich nur gegen die Selbstverständlichkeit, mit der die bürgerliche Gesellschaft das Christentum für sich in Anspruch nahm, und betont ihr gegenüber den Ernst der Nachfolge. Die Schärfe seiner Kritik darf aber nicht den Blick dafür verstellen, dass der Einzelne bei Kierkegaard mit dem Begriff der Gemeinde zusammengehört. In Gegensatz dazu stehen die Menge, die Masse, das Publikum, also rein numerische Größen, in denen der Einzelne seine Bedeutung verliert. Ist es ein Zufall, dass Kierkegaards Schriften gerade in Krisenzeiten, unter dem Eindruck nationaler Zusammenbrüche, am intensivsten gelesen wurden? Und könnte nicht in den auf Quoten fixierten Mediendemokratien Kierkegaards emphatische Rede vom Einzelnen unversehens neue Aktualität gewinnen? Graf sieht bei ihm nur „Wissenschaftshass“ und ist blind dafür, dass er in ihm einen Verbündeten hätte gegen die geistlose Gängelung der Wissenschaft durch Quoten.

Nirgendwo habe ich bei Kierkegaard den Ruf gefunden: Zieht euch ins Innenleben zurück! Wohl aber finde ich bei ihm den Ruf: Wähle dich selbst als der Mensch, der du wirklich bist! Wage es, ein Einzelner zu sein! Was ist daran fundamentalistisch?

4. Süddeutsche Zeitung (SZ)

Die SZ vom 4./5.5.2013 beschäftigte sich in zwei Artikeln von Johan Schloemann und Thomas Steinfeld mit Kierkegaard. Schloemann zeichnet ein ungemain anschauliches und lebendiges Porträt von Kopenhagen, wo der „Stadtmensch Søren Kierkegaard“ geboren wurde und lebte, der später „selbst der berühmteste Spaziergänger von Kopenhagen werden sollte.“ 1843 erscheint sein erstes Hauptwerk ‚Entweder-Oder‘. „In diesen Jahren“, so Schloemann, „formierte sich die Lebensform von Søren Kierkegaard, die Rastlosigkeit mit Stetigkeit verband und die bis zu seinem frühen Tod 1855 dieselbe bleiben sollte – eine zusammenhängende Doppelexistenz: der tägliche Spaziergänger und Straßenphilosoph, der dänische Sokrates in der Erscheinungsform des Dandys, der mit jedem redet, auch mit den einfachen Leuten, und alles beobachtet; zu Hause dann der manische Schrei-

ber, der sich noch mit Hut und Stock an eines seiner Stehpulte stellt und sofort loskritzelt, der sich mit Vorhängen und Fensterläden buchstäblich abschottet.“ Kierkegaard wird hier charakterisiert als „der geniale Psychologe und radikale Theologe, der literarisch so einfallsreiche Philosoph, der wie kein anderer über Leichtigkeit und Tiefe zugleich gebietet“. Er habe sich, wie er 1847 an seine Schwägerin Henriette Lund schrieb, seine besten Gedanken angelaufen und kenne „keinen Gedanken, der so schwer wäre, dass man ihn nicht beim Gehen los würde“. Im heutigen Kopenhagen könne man sich die Gänge dieses Autors selbst erlaufen. Kierkegaard habe „die Alltäglichkeit des Lebens zur Bühne der philosophischen Existenz“ gemacht. Seit der großen Biographie von Joakim Garff (deutsch 2004) sei er als „Stadtmensch, Debatteur und Zeitgenosse“ präsent, das sei „dem Pionier der modernen Subjektivität gemäß“.

Zuletzt zitiert Schloemann in seinem klugen und kenntnisreichen Beitrag Niels Jørgen Cappelørn, den Herausgeber der dänischen kritischen Kierkegaard-Ausgabe. Die Arbeit an der Ausgabe habe gezeigt, dass Kierkegaard „immer im Dialog mit etwas oder jemandem [steht]“. Cappelørn beharre auf Kierkegaards Grundeinsicht: „Alle Impulse müssen, um etwas zu bedeuten, ins Innerliche, in die eigene Verantwortung überführt werden, müssen vom Ich angeeignet werden. Für dieses Unterfangen, für die Wahl seiner selbst, hat bis heute, so scheint es, noch keiner eine Abkürzung erfunden.“

Thomas Steinfeld unterstreicht, Kierkegaard sei von allen großen Philosophen des 18. und 19. Jahrhunderts „der eine, dessen Werk sich nicht, zu welchen Kosten auch immer, auf ein paar plumpe Sätze reduzieren lässt“. Keine pragmatische Formel passe für ihn. Freilich findet Steinfeld dann doch einen Satz, der für Kierkegaards auf den Einzelnen konzentriertes Werk bezeichnend erscheint und seine Differenz zur spekulativen Philosophie Hegels markiert: „Es ist ganz richtig, was die Philosophie sagt, dass das Leben nach rückwärts verstanden werden muss. Dabei vergisst man aber den anderen Satz, dass es vorwärts gelebt werden muss“. So komme Kierkegaard „zu der bitteren Klage darüber, dass sich die dänische Staatskirche von Hegel darüber hatte belehren lassen, was sie unter Christentum zu verstehen habe.“

5. Neue Zürcher Zeitung (NZZ)

Mit einer Serie von drei Artikeln hat sich die NZZ besonders eingehend mit Kierkegaard auseinandergesetzt. Aldo Keel schreibt über „Kierkegaards Kopenhagen. Genie in der Kleinstadt“ (3.5.2013). Er zeichnet ein Bild des „goldenen Zeitalters“, in dem Kierkegaard lebte, und seiner Heimatstadt, die in der durchaus nicht alles golden war. Kopenhagen war einerseits Zentrum blühender Kultur mit dem Stadttheater als gesellschaftlichen Mittelpunkt, andererseits eine „übervölkerte, stinkende Stadt, die 1845 neben 126000 Menschen Tausende Pferde, Kühe und Schweine beherbergte, deren Kot offen durch die Rinnsteine auf den Kanal zutrieb“. Für Kierkegaard sei die Demokratie „Albtraum und paradoxe Hoffnung zugleich“ gewesen, eröffnete sie doch dem Einzelnen die Möglichkeit, sich frei „von der kirchlichen Umklammerung“ direkt zu Gott zu verhalten. Vor der Presse habe er, nachdem das Satireblatt „Corsar“ ihn als Buckelmännchen karikiert hatte, „einen veritablen Ekel. Früher als andere erkannte er, wie sehr sie davon lebt, eigene Geschichten zu schaffen“. Keel schildert auch, wie Kierkegaard, der die Pastoren als „Falschmünzer des Christentums“ geschmäht und sich selbst „als Nichtchrist bezeichnet hatte“, unter „tumultartigen Szenen“ beerdigt wurde.

Uwe Justus Wenzel charakterisiert Kierkegaards Denken und Lebenshaltung mit „Reflexion von Anfang bis Ende“ (3.5.2013). Dem Schwermütigen sei das Leben, das er führte, wie ein „Reflexions-Martyrium“ erschienen. In einem seiner letzten Tagebucheinträge vom 25. September 1855 sieht er die Bestimmung dieses Lebens darin, „zum höchsten Grad von Lebensüberdruß gebracht zu werden“. Allerdings, meint Wenzel, habe Kierkegaard dann auf seinem Lebensweg eine Bestimmung gefunden, die nicht bloß „in der Anhäufung von Lebensüberdruß“ ihren Inhalt hatte. Es sei ihm beim Schreiben geglückt, sich selbst durchsichtig zu werden. Das sei „als Ziel und Zweck der ‚ethischen‘ Existenzweise“ schon im zweiten Teil von „Entweder-Oder“ (1843) im Blick und „erst recht in der ‚christlich-psychologischen‘ Perspektive, die ‚Die Krankheit zum Tode‘ (1849) eröffnet“. Hier wird erkennbar, wo „die permanente Reflexion ... einem gelassenen Innenwerden“ weichen könnte. Der „werdende Reflexionskünstler“ lerne, schreibend „Möglichkeitenformen der Existenz“ zu erkunden.

Später halte Kierkegaard sich, wie er 1846 im Tagebuch notiert, das „Verdienst“ zugute, „die entscheidenden Bestimmungen des ganzen Umfangs des Existenziellen [...] dialektisch scharf und ursprünglich dargelegt zu haben“, wie es zuvor „noch nicht geschehen ist“. Wenzel streift die Wirkungsgeschichte von Kierkegaards Schriften (Kafka, die dialektische Theologie, Jaspers, Heidegger, Sartre), um dann heutigen Lesern „die Existenzanalyse des philosophischsten Buches“, der „Krankheit zum Tode“ zu empfehlen. Ihm zufolge erschließe gelingendes Leben „sich nur aus dem misslingenden Leben: aus der Verneinung der Verzweiflung“.

Peter Urban-Halle (4.5.2013) erkundet subtil, wie Kierkegaard seine eigene Liebesgeschichte mit Regine Olsen im „Tagebuch eines Verführers“ verfremdet, das von zwei literarischen Figuren, Johannes und Cordelia, erzählt. So ähnlich deren Schicksal dem des Autors und seiner Regine zu sein scheint, so wenig dürfen die Unterschiede übersehen werden: Kierkegaard sei ein verzweifelter Mensch in Gewissensnöten, Johannes „ein vitaler Ästhetiker“, ein Zyniker und Don Juan, dem es nur um die Kunst der Verführung gehe. Wie Johannes Cordelia ihrem Quasi-Verlobten Edvard ausspannt, sich mit ihr verlobt und sie dazu bringt, die Verlobung wieder zu lösen, deutet Urban-Halle in Anlehnung an Jean Beaudrillard als das „Szenarium eines perfekten Verbrechens“.

6. DIE ZEIT

Die Wochenzeitung DIE ZEIT (2.5.2013) brachte zum Jubiläum eine kurze Würdigung Kierkegaards durch den Dänen Stig Dalager, der gerade einen zeithistorischen Roman über Kierkegaard (*Øjeblikkets evighed* – Die Ewigkeit des Augenblicks) vorgelegt hat, und einen ausführlicheren Beitrag des in Jena lehrenden Philosophen Tilo Wesche „Kampf den Spießern!“. Dalager erinnert daran, dass das Verhältnis zwischen „Kopenhagens Sokrates“ und Dänemark zu Lebzeiten Kierkegaards ambivalent war. „1851 war er sich sicher, nur für eine Minorität geschrieben zu haben und erst nach seiner Zeit verstanden und übersetzt zu werden, was sich auch als richtig erwies.“ Nach Wesche protestierte Kierkegaard „gegen die Erfahrungsarmut der Theologie, und genau das macht ihn noch immer aktuell.“ Wie Rathgeb (FAZ) und Steinfeld (SZ) hebt er den Einzelnen bei Kierkegaard hervor. Dieser habe

„das Individuum in den Mittelpunkt“ gestellt „und allgemeinen Erkenntnissen über die menschliche Natur misstraut.“ Wenn der Einzelne derart „zum Prüfstein wird, dann zerschellen allgemeine Aussagen über das ‚Wesen des Menschen‘ auf dem Boden der Empirie.“ Wesche verwahrt sich gegen das unzutreffende Bild, Kierkegaard sei „nur an der Nachtseite des Daseins interessiert gewesen“. Das stimme nicht. „Im Gegenteil, sein Denken zielte auf die unbedingte Wertschätzung dessen, was angesichts einer begrenzten Lebenszeit dem Einzelnen trotzdem noch bleibt: ‚Jeden Tag zu leben, als wäre es der letzte und zugleich der erste in einem langen Leben.‘“

Kierkegaard habe gewusst, wie sehr Menschen in Selbsttäuschungen befangen sind und sich in bequemen Wahrheiten einrichteten. Er „beobachtete sehr genau, dass nach dem Wegfall traditioneller Überlieferungen die Freiheit wächst, selbst über sein Leben zu bestimmen und sich unterschiedlicher Weltdeutungen zu vergewissern. Aber er sah auch, dass damit gleichzeitig die Neigung zunimmt, sich durch einfache Antworten zu entlasten“. Eines müsse man ihm jedoch vorhalten: „Er hatte kaum einen Blick für die sozialen Ermöglichungsbedingungen von Selbsterkenntnis – ganz anders als der auf den Tag genau fünf Jahre jüngere Karl Marx“. Wesche sieht aber darin keinen Gegensatz, sondern schlägt vor, „Kierkegaards negative Anthropologie und Marx' Gesellschaftstheorie wie eine Geschwisterbeziehung“ zu betrachten.

7. Zeitzeichen

In der evangelischen Monatszeitschrift „Zeitzeichen“ erschien ein Artikel des Würzburger Theologen und Schriftstellers Klaas Huizing unter dem mehrdeutigen Titel „Das Geheimnis des Herrn K.“. Kierkegaards Äußerung, er müsse mit 33 Jahren sterben, überliefert von seinem Freund (und ersten Biographen) Hans Brøchner, könnte hindeuten auf „eine an Wahn grenzende Überidentifikation mit dem Stifter des Christentums“. Doch Huizing vermutet hinter ihr eher „ein Familiengeheimnis“ und deutet Kierkegaards Auftritte „als Elegant und Dandy der Flaniermeile Kopenhagens“ als „versuchten Ausbruch“ aus dem „Milieu seines Elternhauses“. Ob man ihn gleich wie Huizing als „Familientherapeut“ apostrophieren muss, der sich aus dem pietistischen Dschungelcamp befreien wollte“, sei dahingestellt und trifft vielleicht nicht jeden Ge-

schmack. Immerhin wagt Huizing, was zünftige Hochschullehrer sonst meiden, indem er von seiner Beziehung zu dem Dänen spricht: „An Kierkegaard hat mich immer seine persönliche Entwicklung und Künstler-Vita fasziniert, diese mäandrierende biographische Erkundung der eigenen Existenz, die sich in großen biblisch-legendarischen und fiktiven Figuren der Literaturgeschichte wiedererkennt“. Das „lastende Geheimnis“ sei „auch ein Grund für Kierkegaards Verlobungsdrama mit Regine Olsen“ gewesen. „Seiner Verlobten ... das Familiengeheimnis anzuvertrauen, hätte ... bedeutet, seinen Vater zu verraten“.

Nach Kierkegaards Einsicht geschehe „das eigene Leben immer als Prozess einer stetigen Deutung der biographischen Erlebnisse“. Dieser Prozess werde „durch eine Identifikation mit exemplarischen Figuren der Bibel- und Literaturgeschichte“ beschleunigt. Huizing leitet aus Kierkegaards prüfendem Umgang mit solchen Deutungen ab, dass Christen generell „nicht auf einen Lebensentwurf und eine Deutung schicksalhaft festgelegt“ seien.

Die „Freiheit eines Christenmenschen“ bestehe „darin, sich einen ‚Entwurf‘ des eigenen Lebens zu machen“. Das Leben könne, Kierkegaard zufolge, nur glücken, „wenn die Lebensentwürfe in den Kontext eines religiösen Deutungsrahmens eingezeichnet werden“. Dabei habe er geglaubt, er müsse das Leben in seiner Bewegtheit zwischen Möglichkeit und Angst „im Rekurs auf den dogmatischen Christus der Tradition“ beschreiben. Huizing sieht eine Schwäche darin, weil „dieser Christus zum leeren und kalten Prinzip verkommt“. Die sprachlichen Möglichkeiten der Bibel habe Kierkegaard auch in seinen „Erbaulichen Reden“ nicht ausgenutzt. Wie man hier „über Kierkegaard hinausgehen“ und „sich in der Lebensgestalt des biblischen Christus wiedererkennen“ kann, erfährt der Leser von Huizing allerdings nicht. Interessant ist seine Annahme, „dass Kierkegaards philosophische Einsicht überhaupt erst die Theorie für den modernen Roman geliefert hat“. Dieser verlange „eine Lebensdeutung, die für unterschiedliche Entwürfe und Krisenlösungen offen ist“. Huizing grenzt sich ab von der zwiespältigen Rezeption Kierkegaards in der Theologie. Für ihn ist dieser Autor deswegen „gegenwartstauglich“, weil er uns ermöglicht, „Erfahrungen mit den religiösen Erfahrungen [zu] machen,

die Kierkegaard in der verschwenderischen Fülle seiner Texte inszeniert hat“.

8. Journal 21

Mit „Der Sokrates von Kopenhagen“ ist ein Artikel von Urs Meier in der Schweizer Online-Zeitschrift „Journal 21“ überschrieben,¹ der einen anderen Zugang wählt als die bisher vorgestellten Beiträge. Er beginnt mit den Wirkungen Kierkegaards auf die moderne europäische Literatur. Als Beispiel wird Friedrich Dürrenmatt zitiert, der einmal erklärte: „Ohne Kierkegaard bin ich als Schriftsteller nicht zu verstehen.“ Dürrenmatt habe „nach seinem Studium der Philosophie und Psychologie eine Dissertation über ‚Kierkegaard und das Tragische‘ geplant, aber dann nicht geschrieben“. Meier würdigt „Kierkegaards dialektisches, in Gespräch und Selbstgespräch wurzelndes Denken“ und charakterisiert ihn als einen „zerrissenen, schwermütigen, oft verängstigten und verzweifelten Menschen“, dessen Leben von zwei Katastrophen belastet war: dem Verhältnis zum Vater und der aufgelösten Verlobung mit Regine Olsen. Im Zentrum seines Denkens stehe der Einzelne, das individuelle Leben in seiner Einmaligkeit. Vorbild für seine Praxis des Dialogs war „die sokratische Gesprächskunst ...“, die er bei seinen täglichen Spaziergängen auf den Straßen Kopenhagens genauso pflegte wie in seinem Schrifttum“. Allerdings habe der antiken Philosophie das angemessene Verständnis von Sünde gefehlt. Meier ist, soweit ich sehe, neben dem praktischen Theologen Christian Möller der einzige Autor, der dieses Thema überhaupt anspricht und hervorhebt, dass Kierkegaard dazu etwas Neues zu sagen hat: „Kierkegaards Reflexion über die Sünde geht weit über das hinaus, was gemeinhin unter christlicher Moral verstanden wird. Sie dringt vielmehr in grundlegende Geheimnisse und Widersprüche des Menschseins ein“. Gerade dadurch werde er zu „einem der großen Lehrer der christlichen Religion“. Andererseits bleibe er immer ein Sucher und Zweifler, der verschlüsselt von sich selbst als einem „unglücklichen Liebhaber“ des Religiösen sprach. Ein Schlüsselbegriff seines Denkens sei das Paradox, mit dem er dem Systemdenker Hegel entgegentrat und das er „als innere Struktur des Christlichen“ herausarbeitete. Kein Wunder sei es gewesen, dass Kierkegaard

¹ www.journal21.ch/der-sokrates-von-kopenhagen
(Zugriff am 18.5.2013)

dann die lutherische Staatskirche Dänemarks angriff, die „sich dogmatisch dem Hegel'schen Idealismus verschrieben“ hatte.

9. Resümee: Gängige Muster und Rezeptionsprobleme, Verlegenheiten und Zumutungen des Christlichen

Die Presse vermittelt kein einheitliches Kierkegaard-Bild, sondern eher diverse Bildteile und Aspekte, unter denen der Jubilar sich betrachten lässt. Bei der Darstellung von Kierkegaards Leben greifen die Artikel weithin auf gängige, vielfach wiederholte Muster zurück: Sokrates von Kopenhagen – Genie in einer Kleinstadt – äußere Erscheinung als Dandy – Polemiker und Spötter – das Verhältnis zum Vater – die aufgelöste Verlobung – das „Tagebuch des Verführers“ – Angst, Schwermut, Verzweiflung – der Einzelne und die Kirche – modern versus antiquiert. Kritik an Kierkegaards Denken wird gelegentlich psychologisierend begründet: man erklärt den Denker für einen seelisch Kranken und meint sich dadurch die Auseinandersetzung mit seinen Erkenntnissen ersparen zu können. Hier und da werden allerdings auch Aspekte aus Kierkegaards Leben beleuchtet, die in populären Darstellungen sonst zu kurz kommen, etwa sein Streit mit dem Satireblatt „Der Corsar“ (NZZ).

Die meisten Jubiläumsartikel ordnen Kierkegaard den *Philosophen* zu, was sich keineswegs von selbst versteht. Plausibel ist diese Zuordnung nur dann, wenn man voraussetzt, dass seine pseudonymen Schriften von „Entweder-Oder“ bis zur „Einübung im Christentum“ als sein eigentliches philosophisches Hauptwerk gelten können, das für den ganzen Kierkegaard steht, und wenn man weiter einer Linie der Kierkegaard-Rezeption folgt, die vor allem durch Martin Heidegger und die Existenzphilosophen Karl Jaspers und Jean Paul Sartre repräsentiert wird. Hier hat sich die Ansicht eingebürgert, dass der Verfasser der Schriften „Der Begriff Angst“ und „Die Krankheit zum Tode“ als Philosoph verstanden werden müsse. Folgerichtig werden bei dieser Lesart die Erbaulichen Reden, die Kierkegaard von Anfang an parallel zu seinen pseudonymen Schriften unter seinem eigenen Namen publiziert hat, ignoriert. Der Däne erscheint als „Urvater der Existenzphilosophie“ (FR). Nur der Schweizer Urs Meier weist, abweichend vom Mainstream, auf die Erbaulichen Reden hin: „In seinen ‚Erbaulichen Reden‘ begegnen wir dem Prediger, Lehrer und Seelsorger, der

seiner Leserschaft Tiefe und Schönheit des Glaubens behutsam und anrührend vor Augen führt.“

Angesehene Kierkegaard-Forscher wie George Pattison und Albrecht Haizmann haben schon vor Jahren die *Bedeutung der Erbaulichen Reden* herausgearbeitet und betont, dass ohne sie die Schriften des Dänen nicht angemessen zu verstehen sind. Das ist in den Feuilletons noch nicht angekommen. Es überrascht daher auch nicht, dass der von Kierkegaard gemachte Unterschied zwischen der Religiosität überhaupt und der christlichen Religiosität weithin unbeachtet bleibt. Das kritische Proprium des Christlichen anzusprechen, dass Gott Mensch geworden, der Ewige Zeit geworden ist, was in den pseudonymen Schriften Kierkegaards ein ungeahnt poetisches, d.h. ästhetisches Erzählen freisetzt und zwischen ihnen und den Reden die Brücke bildet, scheint in Zeiten, da die evangelischen Kirchen sich um ein möglichst wohltemperiertes, moderates Christentum mühen, wenig opportun zu sein. Dabei könnte es sie zu größerer Klarheit und schärfer konturierter Verkündigung herausfordern.

Kierkegaards Plädoyer für den christlichen Glauben löst bei nicht wenigen „postsäkularen Zeitgenossen“ (Zeitzeichen) in Mitteleuropa Befremden oder Abwehr aus. So kommt ein Autor zu dem kuriosen Schluss, Kierkegaard, „der radikale Christ“, sei aus heutiger Sicht missverstanden, „wenn man aus seinen Schriften nur den ... Aufruf zu einem ... Christentum herauslesen wollte“ (FR). Ein anderer sieht gar in ihm den „Urahn fundamentalistischer Frömmigkeit“ (Graf, DIE WELT), vor dem man sich hüten müsse. Es verwundert nicht, dass von Kierkegaards aktueller Bedeutung für die Theologie kaum die Rede ist. Zwei Beiträge verweisen auf seine Rezeption in der deutschen Theologie (Möller, DIE WELT; Zeitzeichen), nur der letztere spricht Probleme an, die mit dieser einseitigen Rezeption verknüpft sind, etwa den Versuch, mit Berufung auf Kierkegaard die Ästhetik in der Theologie zu diskreditieren, unterschätzt aber die Bedeutung der Reden. So spiegeln die Berichte wider, dass der Däne mit seinen Schriften, den Reden vor allem, in der deutschen Theologie der Gegenwart noch keinen Ort gefunden hat.

Seine Bedeutung für die Psychologie wird angedeutet (FAZ; Möller, DIE WELT; SZ). Dabei verschweigen die meisten Autoren, dass er im 20. Jahrhundert auf Vertreter dieser Disziplin

wie Oskar Pfister und Carl Rogers gewirkt hat (den nur Meier erwähnt). Dass Kierkegaard zur zeitgenössischen Philosophie ein kritisches Verhältnis hatte, wird beiläufig gestreift (SZ; Wenzel, NZZ), seine Selbstbezeichnung als „religiöser Schriftsteller“ selten wirklich ernstgenommen (anders: FAZ, NZZ). Immerhin wird auch auf Kierkegaards Einfluss auf die moderne Literatur eingegangen: er habe „die Theorie für den modernen Roman geliefert“ (Zeitzeichen) und bei Schriftstellern wie Rilke, Kafka, Camus, Frisch, Dürrenmatt seine Spuren hinterlassen (Möller, DIE WELT; DIE ZEIT; Journal 21). Sein Werk könne auch heute Menschen helfen, sich selbst in ihrer Angst und Verzweiflung durchsichtig zu werden.

Insgesamt ist festzustellen, dass sich die FAZ, die SZ und die NZZ am gründlichsten mit Kierkegaard beschäftigt haben. Auch die Beiträge von Möller (DIE WELT) sowie aus DIE ZEIT, Zeitzeichen und Journal 21 sind lesenswert und geben Anregungen zum Weiterdenken, die Artikel von Böhmer (FR) und Graf (DIE WELT) dagegen enthalten wenig, was Leser zu einer Begegnung mit dem fremden Kierkegaard reizen könnte. Die Zumutungen seiner „Einübung im Christentum“ bleiben noch zu entdecken.

*Michael Heymel
Schulzengasse 9, 64291 Darmstadt*

WAHRHEIT IM WORT

Zum Gedenken an den Göttinger Neutestamentler Hans Hübner (1930–2013)

Bernd Jaspert

Nach längerer Krankheit ist der Göttinger Neutestamentler Hans Hübner am 13. Juni 2013 in Bad Sooden-Allendorf, seinem letzten Wohnort, gestorben. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin fanden die dortige Trauerfeier und Beisetzung mit Auslegung des von ihm geliebten Verses Joh 1,1 („Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort“) am 19. Juni im engsten Familien- und Freundeskreis statt. Als Witwe hinterlässt er seine Ehefrau Katharina Hübner.

Geboren am 22. Juni 1930 in Wuppertal-Elberfeld, legte er dort 1950 sein Abitur ab und studierte anschließend bis 1957 katholische Theologie und Philosophie in Bonn und am Priesterseminar Bensberg bei Köln. Von 1958 bis 1962 war er als Vikar im Gemeindedienst und als Religionslehrer im Ruhrgebiet tätig.

In dieser Zeit befasste er sich im Rahmen seiner theologischen Doktorarbeit, deren Thema „Rechtfertigung und Heiligung in der Römerbriefvorlesung Martin Luthers“ ihm Hubert Jedin in Bonn gestellt hatte, intensiv mit der Theologie Martin Luthers. Die Arbeit hat er dem Andenken seines Religionslehrers Hubert von Lassaulx gewidmet, der ihm und seinen Mitschülern in der Unterprima Paulus und

Luther nahe gebracht hatte. Im Vorwort schrieb er, dass Hubert Jedin die Entstehung der Arbeit „mit reger Anteilnahme verfolgt“ habe, „aber die große Enttäuschung erleben“ musste, „daß der Verfasser über dieser Arbeit an Luther selbst lutherisch wurde“ (S. 7).

1962 konvertierte Hübner zur evangelischen Kirche. Anschließend besuchte er das evangelische Predigerseminar in Soest und beendete hier seine Dissertation, mit der er dann, inzwischen evangelischer Pfarrer in Herne, unter Betreuung von Ernst Kinder 1963/64 in Münster zum Dr. theol. promoviert wurde. 1967 wurde er zum Dozenten für Biblische Theologie und Philosophie am Katechetischen Seminar der Evangelischen Kirchen von Westfalen in Bochum berufen und 1971 an der dortigen Universität im Fach Neues Testament mit einer Arbeit über „Das Gesetz in der synoptischen Tradition“ habilitiert. Seit 1975 außerplanmäßiger Professor für Biblische Theologie, erhielt er 1982 eine ordentliche Professur in demselben Fach in Göttingen, wo er auch noch während seines Ruhestandes lehrte. Dabei trat er nicht nur als Paulusforscher hervor, sondern wurde auch einer breiteren Öffentlichkeit auch durch seine Vorlesungen im Rahmen der

„Universität des dritten Lebensalters“ über Nietzsche, Goethe, Heine und Richard Wagner und ihr Verhältnis zum Christentum sowie über den Fluch und Segen der monotheistischen Religionen unter dem Stichwort „Der biblische Gott“ bekannt.

Auch als evangelischer Theologieprofessor hat Hübner seine katholische Herkunft und Ausbildung nie vergessen. So nahm er in seinem Bemühen um das Verständnis der paulinischen Theologie sowie der im 20. Jahrhundert vor allem von Rudolf Bultmann und Martin Heidegger gestellten existenzialen theologisch-philosophischen Fragen bei der Klärung der Frage, welchen Sinn heute eine evangelische Fundamentaltheologie hat, vielfach Anregungen aus der neueren katholischen Fundamentaltheologie auf.

Dabei fühlte er sich schon seit der Arbeit an seiner Dissertation in besonderer Weise dem evangelischen Kirchenhistoriker und Systematiker Gerhard Ebeling verbunden, der selbst einmal eine Fundamentaltheologie veröffentlichte, schließlich aber doch zugunsten seiner Dogmatik darauf verzichtete, und in jüngerer Zeit auch dem Ebeling-Schüler Dietz Lange, der mit ihm zusammen an der Göttinger Theologischen Fakultät lehrte und selbst eine zweibändige „Glaubenslehre“ vorgelegt hat.

Für Hübner stand fest: „Das biblische Zeugnis ist *fundamental* für den christlichen Glauben.“ Deshalb hat eine Fundamentaltheologie „die Aufgabe, die in unterschiedlichen theologischen Denkweisen vorliegenden Traditionen des Neuen Testaments auf die Möglichkeit eines gemeinsamen theologischen Fundaments zu befragen“¹. Von daher verstand er seine „Evangelische Fundamentaltheologie“ nicht im konfessionellen Sinne, sondern als eine „vom *Evangelium* als dem *Fundament der Kirche* her konzipierte *Fundamental-Theologie*“, die, da er sich als Lutheraner fühlte, natürlich auch evangelische Züge im Sinne des *sola scriptura*-Prinzips an sich trägt, aber doch, besonders im Insistieren „auf der Unerläßlichkeit der *analogia entis* für das Sein Gottes und das Sein des Menschen“², auch die Konfessionsgrenzen hin zum Katholischen übersteigt. Deshalb meinte

er: „Sicherlich bewege ich mich nicht im Schema der lange Zeit üblichen Dreiteilung der katholischen Fundamentaltheologie: *demonstratio religiosa, demonstratio christiana* und *demonstratio catholica*. Ich sehe aber keine so strikte Trennung zwischen dem kirchlich definierten Glauben und der Frage nach Gott innerhalb des Glaubens und innerhalb der Bibel. Denn es ist ja das biblische Zeugnis, das durch die Predigt der Kirche zur Anrede Gottes an den Menschen wird.“³

Um diese Anrede in unserer weithin von Technik geprägten Zeit nicht leer ausgehen zu lassen, suchte Hübner immer wieder das Gespräch mit Kollegen außerhalb seiner eigenen Zunft, vor allem mit Philosophen und Physikern. Zwei von ihnen erwähnte er im Vorwort seiner „Fundamentaltheologie“ als besonders intensive Gesprächspartner, den Philosophen Friedrich-Wilhelm von Herrmann und den Physiker Gerd Hartmann.

Beide halfen ihm bei den schwierigen Fragen im Umfeld der Kosmophysik, die in der Fundamentaltheologie berücksichtigt werden mussten, zu Klärungen. In theologisch-hermeneutischer Hinsicht war ihm sein fast gleichaltiger Wiener Kollege Kurt Niederwimmer ein aufgeschlossener und manchmal kontroverser, aber immer willkommener Gesprächspartner.

Schließlich war es in zahlreichen Veröffentlichungen, besonders in seiner dreibändigen „Biblischen Theologie des Neuen Testaments“ (1990–1995) und in dem Fragment gebliebenen Werk „*Vetus Testamentum in Novo*“ (2 Bde., 1997–2003), eines seiner Herzensanliegen, in einer Zeit der zunehmenden Spezialisierung in den einzelnen theologischen Fächern auf den grundlegenden Zusammenhang zwischen Neuem und Altem Testament hinzuweisen. Denn ohne dessen Berücksichtigung schien ihm eine den Namen verdienende biblische Exegese nicht möglich zu sein.

In dieser Hinsicht ging er aber weiter als sein geschätzter älterer Marburger Kollege Rudolf Bultmann. Trotzdem blieb er dessen theologisch-exegetischem Denkansatz (existenziale Interpretation), den er zum Erstaunen seines

1 H. Hübner, *Evangelische Fundamentaltheologie. Theologie der Bibel*, Göttingen 2005, 11.

2 A.a.O., 12.

3 Ebd.

Münsteraner Doktorvaters schon in seiner Dissertation verwendete, ein Leben lang treu.⁴

Außer den genannten Arbeiten fanden auch Hübners Studien zur Weisheit Salomos (1993 und 1999) und sein großer Kommentar zu den Briefen an Philemon, an die Kolosser und an die Epheser (1997) in der Fachwelt und bei Pfarrern/Pfarrerinnen sowie bei Lehrern/Lehrerinnen starke Beachtung.

Als kleinen Dank für seine wissenschaftlichen Anregungen und seinen freundlichen Umgang mit den Studierenden und Kollegen während der vielen Jahre seiner Hochschultätigkeit widmeten ihm die Teilnehmer einer Tagung der Projektgruppe „Biblische Intertextualität“ der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie ihre Beiträge zu seinem 75. Geburtstag unter dem Titel: „Das Ezechielbuch in der Johannesoffenbarung“ (2004)⁵.

Hübner gehörte mehreren nationalen und internationalen wissenschaftlichen Vereinigungen an. Neben seinen theologischen Interessen befasste er sich lange auch mit philosophischen Fragen. Insbesondere Nietzsche und Heidegger waren Philosophen, deren Werke er nicht nur ausgezeichnet kannte, sondern mit deren Ansichten er sich auch immer wieder auseinandersetzte. Dabei stand meistens das Thema Hermeneutik im Blickpunkt. Zu-

letzt interessierte ihn auch die Begegnung des abendländischen Denkens mit den fernöstlichen Religionen, insbesondere mit dem Buddhismus in seinen verschiedenen Formen.

Gerne denke ich an seine geist- und humorvolle Art zurück, deren Prägung durch seine Heimat, das Bergische Land, er bis ins hohe Alter nicht verleugnete, aber auch an seine Fähigkeit, theologische oder philosophische Ansichten, die schlecht begründet und daher seines Erachtens verfehlt waren, deutlich und scharf so zu kritisieren, dass das Gespräch darüber nicht zerbrach, sondern weitergehen und zu neuen Erkenntnissen führen konnte. Dies machte ihn in theologischen und philosophischen Kreisen international zu einem begehrten Redner und Diskutanten.

Ansonsten war er ein bescheidener, naturverbundener Mann, der auch noch während seines Ruhestandes in Bad Sooden-Allendorf, wann immer er gefragt wurde und er es gesundheitlich konnte, selbst Gottesdienste hielt. Dabei bereitete er sich auf die Predigten mit besonderer Akribie und Liebe vor, indem er die ihm zumeist vertrauten biblischen Texte wie neu zu sich sprechen ließ, so dass er sie auch wie neu in die jeweilige Situation der Gemeinde hinein auslegen konnte.

Alles in allem war und bleibt dieser geradlinige Mann ein beachtenswerter Theologe, der unter einem weiten Horizont die Wahrheit im Wort Gottes suchte und fand und nie vergaß, wer und was im Anfang war: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort“ (Joh 1,1). Dass dieses Wort, das es immer wieder zu hören gilt, also Gott, bleibt, davon war Hans Hübner überzeugt.

Bernd Jaspert, *Aura* 9, 36142 Tann

4 Aus der Fülle seiner sich auf Bultmann beziehenden Arbeiten vgl. bes. sein Buch: *Politische Theologie und existentielle Interpretation. Zur Auseinandersetzung Dorothee Sölles mit Rudolf Bultmann*, Witten 1965, sowie seine Aufsätze: *Bultmanns „existentielle Interpretation“. Untersuchungen zu ihrer Herkunft*, *Zeitschrift für Theologie und Kirche* 100 (2003) 280–324; *„Existenziale“ Interpretation bei Rudolf Bultmann und Martin Heidegger*, *Zeitschrift für Theologie und Kirche* 103 (2006) 533–567.

5 Zu seinem 70. Geburtstag erschien die Festschrift: *Paulinische Christologie. Exegetische Beiträge*, hg. v. Udo Schnelle/Thomas Söding in Verbindung mit Michael Labahn, Göttingen 2000.

Ein persönlicher Nachruf auf Ernst Klee

Eberhard Martin Pausch

Ernst Klee (1942–2013) ist tot. Der Frankfurter Journalist, Historiker, Pädagoge und Theologe starb am 18. Mai 2013 nach langer, schwerer Krankheit im Alter von 71 Jahren. Ich habe ihm Manches zu verdanken und möchte ihm daher diesen bewusst persönlich gehaltenen Nachruf widmen.¹

Erinnerungen an Begegnungen in den 70er Jahren

Kennengelernt habe ich ihn 1973. Ich war damals zwölf Jahre alt und Konfirmand in der Frankfurter Cyriakusgemeinde (Ffm-Rödelheim). Ernst Klee war der Mann unserer jungen Pfarrerin, Elke Klee.² Für uns war er ein großer Kumpel und prima Ratgeber. Wir spielten mit ihm Fußball oder Schach, und er begleitete uns als Teamer auf Freizeiten. Ich erinnere mich etwa an die Sommerfreizeit 1975 in Kärnten. Ich habe ihn damals so erlebt, wie er sich selbst beschrieb: als „männliche Pfarrfrau“ nämlich. Elke Klee hat mir aus der Erinnerung anvertraut, wie sie ihrem Mann gegenüber einmal über einen ganz bestimmten Jugendlichen heftig schimpfte. „Lass den, der ist in Ordnung“, sagte Ernst. Und er behielt Recht. Denn eben dieser Jugendliche hielt dem Ehepaar Klee die Treue, bastelte als gelernter Fachmann dem an seinem Lebensende körperbehinderten Ernst Klee eine angemessene Dusch- und Badekabine und fuhr am Tage der Beerdigung die Witwe selbstverständlich zum Friedhof. Mich selbst, den wohl unsportlichsten Jugendlichen, den man sich vorstellen kann, lobte er einmal nach einem Fußballspiel so sehr, dass ich einen winzi-

gen Augenblick lang Freude am Sport hatte. Kein einziger meiner Sportlehrer hat mich jemals so sehr motiviert und ermutigt.

Diese männliche Pfarrfrau half aber nicht nur in der Jugendarbeit mit, nein, sie spülte und putzte im Hintergrund, pflegte den Garten und liebte die blühenden Büsche und Sträucher. Sehr gerne spielte das „Ernstchen“, wie seine Frau ihn manchmal verniedlichend nannte, das geliebte Fußballspiel, das er von seinem Vater erlernt hatte. Denn ein schönes Tor erfreute ihn mehr als ein schmalziges Kirchenlied. So schrieb er selbst jedenfalls.³

Alles in allem aber hat er Elke Klee in den 35 Jahren ihres Pfarrdienstes auf vielfältige Weise unterstützt. Durch Rat und Tat, durch Zuspruch und Mahnung, durch liebevoll-ironische Distanz zum bürgerlichen Gemeindeleben, durch Hilfe im Hintergrund, die kaum jemand sah, die seine Frau aber täglich spürte.

Unbestechlich unterwegs zur Wahrheit

Ernst Klee war Historiker, Pädagoge, Journalist und evangelischer Theologe in einem. Neun Semester lang hatte er nach seinem am Laubach-Kolleg nachgeholteten Abitur Theologie studiert, und schon durch seine Frau blieb er mit den theologischen Themen und Fragen immer in Verbindung, auch wenn sein Berufsweg letztlich eine andere Richtung nahm.

In den 70er Jahren schrieb er vor allem über Behinderte, und das erste Buch, das ich von ihm las, war ein Kinderbuch und hieß „Der Zappler“. Wir setzten es unter anderem auch im gemeindlichen Kindergottesdienst ein, in dessen Team ich von 1975 bis 1981 mitwirkte. Erst in den Achtzigerjahren, als ich selbst Evangelische Theologie studierte, lernte ich seine Bücher richtig kennen. Vor allem seine Werke über den Nationalsozialismus bewegten mich sehr. Dass es sogar fahrbare Gaskammern gab, habe ich aus seinem Buch über die „Euthanasie“ im NS-Staat gelernt, und es hat mich tief erschüttert. Zu meiner Hochzeit 1989 schenkte er mir sein frisch erschienenenes Buch

1 Eine umfassende wissenschaftliche Würdigung seines Werkes wird hier nicht angestrebt. Sie findet sich an anderer Stelle in zahlreichen Nachrufen. Exemplarisch verweise ich auf den Artikel im Londoner „Guardian“: „Ernst Klee Obituary: Writer who exposed the role of German doctors in the mass murder of disabled people during the second world war“. (Im Internet auffindbar unter: <http://www.guardian.co.uk/world/2013/may/21/ernst-klee>, abgerufen am 8. Juni 2013.)

2 Elke Klee (geb. 1942) war von 1972 bis 2007 Pfarrerin in der Cyriakusgemeinde in Frankfurt am Main-Rödelheim. Ich war von 1973 bis 1974 Konfirmand in der ersten Konfirmandengruppe, die Elke Klee von Anfang an leitete. Nach meiner Konfirmation am 12. Mai 1974 fand ich in der gemeindlichen Jugendarbeit eine zweite Heimat.

3 Vgl. den Artikel von Ernst Klee: „Ich bin eine männliche Pfarrfrau: Luthers Käthe steht Modell“, im Internet zu finden unter: <http://www.zeit.de/1975/37/ich-bin-eine-maennliche-pfarrfrau>, (Abgerufen am 8. Juni 2013.)

über „Die SA Jesu Christi“. Sicher war dies kein übliches Hochzeitsgeschenk, aber es öffnete mir die Augen über die Verstrickung der Kirchen in den Nationalsozialismus und die tiefe Schuld, die (wir) Christenmenschen in der Zeit des Dritten Reiches auf uns geladen haben.⁴ Immer mehr verschob sich sein Forschungsschwerpunkt auf das entsetzliche Unrecht, das im Dritten Reich geschehen war, und Klee fand drastische Formulierungen für das Unfassbare.

Dass etwa die Diakonie im Dritten Reich ein eigenes KZ betrieb, ist aus heutiger Sicht unvorstellbar. Dies aber – gut dokumentiert und nachprüfbar – aus den Akten und Archiven zu erheben, macht es möglich, das Vergangene zu erinnern und der Opfer zu gedenken, die allzu oft vergessen und missachtet wurden. Der investigative Journalist hatte freilich nicht nur die Opfer vor Augen, er wollte und bewirkte vielmehr, dass auch die nicht vergessen werden, die das unvergesslich Schreckliche getan haben. Er nannte Opfer und Täter bei den Namen, und so bleibt er uns im Gedächtnis als einer, der die Wahrheit suchte und dabei unbestechlich seinen Weg ging.

Eines seiner wichtigsten Bücher, das „Personenlexikon Drittes Reich“, darf heute als Standardwerk in keinem thematisch fokussierten Bücherschrank fehlen. Auch der frühere Verwaltungsleiter des Evangelischen Regionalverbandes, Jürgen Telschow, hat es in seinem in diesem Jahr erschienenen Buch über die evangelische Kirche in Frankfurt am Main zwischen 1933 und 1945 selbstverständlich verwendet.⁵ Als Mitglied der Kommission der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Kirchliche Zeitgeschichte der Evangelischen Kirche in Deutschland (von 2000 bis 2012), ebenso als Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats zur Auswertung der Kirchenkampf-Dokumentation in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (seit 2008) begegnete ich immer wieder den Büchern Ernst Klees. Nicht, dass man das, was er schrieb, kritiklos zustimmungswür-

dig finden musste – aber Qualität hatte nahezu alles, was er produzierte, und diese Qualität fand Anerkennung. Von den vielen Ehrungen und Würdigungen, die er für sein Werk erhielt, nenne ich hier nur exemplarisch den Adolf-Grimme-Preis (1982, für einen Fernsehfilm über eine Kleinwüchsige), den Geschwister-Scholl-Preis (1997), die Goetheplakette der Stadt Frankfurt am Main (2001) und die Wilhelm-Leuschner-Medaille des Landes Hessen (2007). Eine nicht geringe Auszeichnung ganz anderer Art stellte die Tatsache dar, dass eine Schule für Körperbehinderte in Westfalen seit 2005 den Namen „Ernst-Klee-Schule“ trägt.

Das bleibende Vermächtnis

Was wird bleiben, wenn wir uns an Ernst Klee zurückerinnern? Zweifellos ganz objektiv sein Werk, das imposant, eigenwillig und sperrig ist – unbestechlich der Wahrheit verpflichtet, unverbiegbare an christlichen Wertemaßstäben ausgerichtet. Sicherlich wird auch manche Erinnerung an diesen beeindruckenden Menschen bleiben – aber Erinnerungen können verschwimmen oder verblasen.

Der Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Dr. Volker Jung, würdigte Klee im Rückblick als einen Menschen, „... der durch sein Werk der Erforschung des Nationalsozialismus und der Beziehungen zwischen Kirche und NS-Staat wichtige Impulse gegeben hat“. Vor allem aber habe er zu denen gehört, die „aus christlicher Motivation unermüdlich ihren Mund aufgaben für die Schwachen“ – egal, ob es sich dabei um Behinderte, Obdachlose, Strafgefangene, arbeitslose Jugendliche, Sinti und Roma oder all die Opfer des NS-Regimes gehandelt habe.

Als Elke Klee mich bat, die Trauerfeier für ihren am 18. Mai 2013 verstorbenen Mann zu halten, da war mir dies eine menschliche und seelsorgliche Verpflichtung und eine Ehre zugleich. In meiner Traueransprache hob ich hervor, dass die evangelische Kirche stolz sein könne, dass er „einer von uns“ war. Dieser Hobby-Fußballer, der gelernte Sanitär- und Heizungstechniker, der Laubach-Abiturient, der studierte evangelische Theologe, der freie Journalist, der Filmemacher, der vielfache Preisträger, diese männliche Pfarrfrau – Ernst Klee hatte viele Rollen und war zu vielem berufen.

Im Sommer dieses Jahres wird sein letztes Buch erscheinen, das er trotz schwerster

⁴ Dies einzusehen bedeutet keineswegs, eine Kollektivschuldthese zu vertreten – auch nicht in der Variante dieser These, die in den 90er Jahren Daniel Jonah Goldhagen zur Diskussion stellte. Vgl. hierzu Eberhard Pausch: „Christen als willige Vollstrecker? Kritische Anmerkungen eines evangelischen Theologen zu Daniel Goldhagens Buch“, in: Hessisches Pfarrblatt 1 (1998), S.6-13.

⁵ Jürgen Telschow: Ringen um den rechten Weg: Die evangelische Kirche in Frankfurt am Main zwischen 1933 und 1945, Darmstadt 2013. Vgl. die Rezension von Helmut Castritius, in: Hessisches Pfarrblatt 2 (2013), S. 55f.

gesundheitlicher Beeinträchtigungen gerade noch fertig stellen konnte. Es soll nach Auskunft des Verlages den Titel tragen: „Auschwitz – Täter, Gehilfen, Opfer. Ein Personenlexikon“. Auch in diesem Buch wird er zweifellos ein letztes Mal den Mund auf tun für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind (Sprüche 31, 8). Für die, die ihn kannten oder jetzt und in der Zukunft seine Bücher lesen, könnte dies sein bleibendes Vermächtnis sein.

*Eberhard Martin Pausch,
Breitlacherstraße 58, 60489 Frankfurt a. Main*

LESERBRIEF

zum Beitrag von Annette Hestermann, *Die Einbeziehung behinderter Jugendlicher im Konfirmandenunterricht*, in: *Hessisches Pfarrblatt 4/August 2013*

Liebe Frau Hestermann,

ganz herzlichen Dank für den Beitrag zur wichtigen und notwendigen Diskussion über das Einbeziehen behinderter Jugendlicher in die Konfirmandenarbeit. Im Rahmen der gebotenen Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention in Schule und Gesellschaft kommt das Thema „Inklusion“ auch in der Konfirmandenarbeit stärker in den Blick. Die derzeitige Situation in der Gemeinde ist durch Ihre Beobachtungen und Erfahrungsberichte sicher zutreffend beschrieben. Es besteht eine große Variationsbreite im Umgang mit dem Anliegen, behinderte Jugendliche in Konfirmandengruppen einzubeziehen.

Eine einheitliche Lösung dafür ist meines Erachtens auch keine realistische Perspektive, doch es ist notwendig, am Thema dranzubleiben und differenzierte Ansätze weiterzuentwickeln sowie konkrete Unterstützungsmöglichkeiten auszubauen. Eine Grundlage dazu können einige Veröffentlichungen liefern, die ich allen Interessierten gern empfehlen möchte: 1. „Siehst du mich? Eine Handreichung für die Inklusive Konfirmandenarbeit, EKHN Darmstadt 2010

<http://www.konfirmandenarbeit-ekhn.de/downloads/inka-broschuere-hessen.pdf>;

2. Sönke von Stemm (Hg.), *Inklusive Konfir-*

mandenarbeit. Chancen und Grenzen – Modelle - Bausteine, Loccumer Impulse 2, Rel.päd. Institut Loccum 2011;

3. *Arbeitshilfe Religion inklusiv. Grundstufe und Sek.I, Basisband (von W. Schweiker) und Praxisband (von A. Müller-Friese), Calwer Verlag Stuttgart 2012.* – Einen Workshop dazu gibt es auch beim nächsten Konfi-Tag der EKHN „Lust auf Vielfalt – Konfirmandenarbeit in bunt gemischten Lerngruppen“, am 22. März 2014 in Frankfurt; schon mal vormerken!

Mit freundlichen Grüßen

Pfrin. Andrea Knoche

*Projektstelle „Qualitätssicherung in der Konfirmandenarbeit“,
Rel.päd. Institut der EKHN, Dietzenbach*

FÜR SIE GELESEN

Freimut Schirmmacher, *Seelsorge als Beziehungsgeschehen. Perspektiven zur Weiterentwicklung der Seelsorgepraxis*, Neukirchener Verlagsgesellschaft, Neukirchen-Vluyn 2012, 259 S., ISBN 978-3-7887-2569-3, kt. € 39,00.

Ein Buch, welches engagiert daherkommt! Der Autor, langjährig Gemeindepfarrer im Rheinland und in Nordhessen sowie Privatdozent für Praktische Theologie an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel, verarbeitet Erfahrungen und Eindrücke seiner praktischen und wissenschaftlichen Tätigkeit und bringt ein Defizit zum Ausdruck, welches Kirche und Wissenschaft seit langem beschäftigt: die gegenwärtige Seelsorge(praxis).

Schirmmacher analysiert, dass die gesellschaftliche Umbruchsituation auf die kirchliche Praxis krisenhaft wirkt und deren Handlungsfelder insgesamt in Not bringt. V.a. gilt das für die Seelsorge, die eine Qualität sui generis von Kirche und Gemeinde darstellt.

Gründe dafür sieht Schirmmacher zunächst in der komplexen Verschränkung derselben in die Aufgabenstruktur des Pfarramtes, deren andere Aufgabenbereiche neben der Seelsorge oftmals klarer artikuliert und verankert sind.

Seelsorge ebnet den Weg zu menschlicher Wirklichkeit und muss von daher ihren her-

meneutisch-anthropologischen Grundansatz durch Kooperation profilieren. Schirmmacher blickt dabei immer auch auf das größte seelsorgliche Einzelfeld, die Gemeindegeseelsorge, und sucht für diese Wege zu einer Begründung, Sicherung und Weiterentwicklung im Sinne einer „eigenständigen Beratungs- oder Begleitungspraxis“ (12).

Im Folgenden referiert er die Problematik durch einen Blick auf die poimenischen Gesamtlandschaft, die zergliedert und unübersichtlich daherkommt (vgl. z.B. Nauer, D., Seelsorgekonzepte im Widerstreit. Ein Kompendium (PThe 55), Stuttgart, Berlin, Köln 2001) und stellt mit Blick auf die Seelsorge im Plural (U. Pohl-Patalong, U. und Muchlinsky, F. (Hg.), Seelsorge im Plural. Perspektiven für ein neues Jahrhundert, Hamburg 1999) treffend fest, dass Seelsorge heute nicht ihr Problem dadurch löst, dass sie unter der Kategorie „Pluralität“ erscheint.

Denn „[e]in einheitlicher Seelsorgebegriff ist Voraussetzung [...] dafür, dass und wie unterschiedliche Settings und Arbeitsbereiche von 'Seelsorge' sich ergänzen [...]“ (14) Es geht um die Profilierung von Seelsorge, um ihr spezifisches Anliegen und ihre Leistungsfähigkeit nachvollziehbar zu machen. Dazu müssten die kaum koordinierten Arbeitsgemeinschaften kirchlicher wie diakonischer Natur strukturierter aufeinander verweisen, sich austauschen und miteinander konferieren. „Vielmehr herrscht ein subtiles Nebeneinander vor, das kaum den Blick auf ein *einheitliches Menschenbild des Glaubens* freigibt.“ (16) Die konzeptionelle Schärfe und Vertrauenswürdigkeit des Paradigmas „Seelsorge“ steht auf dem Spiel. Dies alles erhöht den Druck auf die Seelsorgepraxis und die Poimenik insgesamt. Will die Seelsorge im 21. Jahrhundert aber ihre Bedeutung behalten bzw. (wieder) gewinnen, so muss die Poimenik und Seelsorgepraxis v.a. theologisch-anthropologisch begründet werden. Es geht also letzten Endes um eine theologische Klärung der Seelsorge. Die in der Seelsorge praktizierte pastoralpsychologische Perspektive ist dabei ebenso theologisch zu fundieren.

Schirmmacher geht es um einen theologisch-anthropologischen Rückbezug in Spra-

che und Struktur der Seelsorge, um kritisch wie konstruktiv die psychologisch-psychotherapeutischen Wirklichkeitsdeutungen zu begleiten und zugleich den ihr eigenen eschatologischen Horizont in die Gegenwart hinein zu erschließen. „Gegenüber aller Segmentierung von Kirche und Theologie muss dabei von der Prämisse ausgegangen werden, dass der christliche Glaube konstitutive Bedeutung für die existentielle Wirklichkeit des Menschen und so auch für die Anlage und Gestaltung von Seelsorge innehat.“ (18)

Schirmmacher ist im Folgenden darum bemüht, in seinem Werk eine seelsorgetheoretische Perspektive zu eröffnen und dadurch Anregungen für eine strukturierte Seelsorgepraxis zu entwickeln.

Nach einer Bestimmung der soziologischen Herausforderungen der Seelsorge entwickelt er eine theologisch-anthropologische Grundlegung von Seelsorge als Beziehungsgeschehen und versucht anhand von Fallbeispielen Seelsorgedimensionen, die positional (mit Blick auf die Gottesbeziehung), therapeutisch (mit Blick auf die Selbstbeziehung) und beratend (mit Blick auf die Erfahrung als soziales Wesen in seiner kulturellen Lebensgestaltung und gleichzeitig Geschöpf) ausgerichtet sind, aufzuzeigen. Dieser Ansatz versucht ein Praxisprofil von Seelsorge zu entwickeln, das die Möglichkeiten des Vorgehens immer weiter ausdifferenziert und Deutungssicherheit sowie Handlungskompetenz ermöglicht.

Die Zielsetzung des Buches ist eine Begründung der Seelsorge aus der „Beziehungsverfassung des Glaubens“ (232) heraus, um daraus Perspektiven für die Seelsorgepraxis zu gewinnen. Der Autor vertritt dezidiert eine seelsorgliche Grundhaltung, die weit über die pfarramtliche Praxis hinausgeht, sondern das Menschsein insgesamt von der Gottesbeziehung her versteht. So begründet sich Seelsorge von der Beziehung her und stellt somit eine „Querschnittsperspektive“ (232) dar, die für Gemeindeentwicklung und Kirchenleitung eine zentrale Herausforderung darstellt. Für pfarramtliches Handeln stellt sie eine „Klammer pastoralen Handelns“ (232) dar. „In positiver, therapeutischer und beratender Ausrichtung will Seelsorge dazu beitragen, dass

sich das Rechtfertigungsereignis in die Lebenswirklichkeit hinein Bahn bricht.“ (233)

Dem Autor ist spürbar um einen Dialog von Wissenschaft und Praxis gelegen, wie es letzten Endes auch seiner eigenen Biographie entspricht.

Ob allerdings die zu Recht beklagte Zergliederung und Unübersichtlichkeit durch eine neue dreidimensionale systemische Seelsorge behoben werden kann, die einerseits die Kooperationsfähigkeit und -willigkeit der Betroffenen steigert und andererseits die Arbeit mit Ehrenamtlichen fördert, bleibt trotz des ausführlichen Fallbeispielteils unklar.

Insgesamt ist Schirrmacher in seinem Schlussplädoyer zuzustimmen, dass letzten Endes die Beziehungsqualität der Seelsorge und ihre Weiterentwicklung eine zentrale Herausforderung der Kirche des 21. Jahrhunderts darstellt. Die Bearbeitung dieser Aufgabe hat er mutig begonnen und mit einem theologisch fundierten und zugleich auf die Praxis ausgerichteten Ansatz zugleich das Eckpunkte-Profil einer Seelsorge benannt, die in der vielfältig komplexen Gegenwart Relevanz behält.

Sigurd Sadowski



Kurt Roeske: *Zypern im Spiegel antiker Zeugnisse. Ein kulturhistorischer Reisebegleiter.* Ruppolding und Mainz: Franz Philipp Rutzen 2013, 262 S., 14 Abb., 2 Karten, € 29,80. ISBN 978-3-447-06759-1.

Im Umkreis seines 80. Geburtstags hat der Altphilologe, Gymnasialdirektor (Athen, Wiesbaden, Mainz) und Erwachsenenbildner Kurt Roeske seinem kulturhistorischen Reisebegleiter durch Sizilien von 2011 einen solchen durch Zypern folgen lassen. Auch diesmal ist ihm eine allgemeinverständliche Verbindung der literatur-, kultur-, religions-, sozial- und auch sprachgeschichtlichen sowie archäologischen Aspekte einer auch durch Historiker, Dichter, Schriftsteller, Missionare und Politiker repräsentierten, geschichtlich zerklüfteten und auch von unterschiedlichen Religionskulturen mit ihren Gottheiten, Mythen und Kulturen beherrschten, nach Orten gegliederten Kultur-, Religions- und Sozialgeschichte der seit dem

8. Jh. v. Chr. fremder Herrschaft unterworfenen Insel gelungen. Auch diesmal war es die Absicht Roeskes, die Antike dadurch lebendig werden zu lassen, dass er ihren Autoren selbst so oft wie möglich das Wort erteilt, wozu er auch durch eigene Übersetzungen beiträgt.

Allerdings hat Roeske auch ein Gespür für die Grenzen solcher eher kognitiv-lehrhaften Vermittlungsformen. Von seinem Gegenstand her ergibt sich zugleich die Verschränkung der intellektuellen mit der ästhetischen Dimension, um die Erschließung von ganzheitlichem Sinn, oder – pädagogisch gesprochen – um die Einbeziehung ästhetischer und gestaltpädagogischer Lernlinien in die vorwiegend text- und wissensbezogene Lerndimension. In diesem Zusammenhang sei auch auf die exemplarischen Abbildungen der Bodenmosaiken (Paphos) hingewiesen. Religionskulturell interessant sind auch die ‚dialektischen‘ Anknüpfungen des Christentums an antike Inhalte und Strukturen (S. 121 u.ö.). Das auf das 3. Jh. v. Chr. zurückgehende Idol von Pimos mit dem ‚Kreuz im Kreuz‘ ist auf der Zwei-Euro-Münze von Zypern abgebildet.

Adressaten des Buches sind Menschen, die sich für die Antike und ihr Fortwirken unter verschiedenen Aspekten bis in unsere Gegenwart interessieren. Man muss das Buch ‚studieren‘; man kann es nicht einfach wie den ‚Badeker‘ benutzen. Neben einer ‚intellektuellen Beschäftigung‘ mit dem ehemals als ‚Bildungsgut‘ selbstverständlichen und auch sprachlich vermittelten, aber heute weithin abhanden gekommenen ‚Altphilologischen‘ ist für Roeske auch die existentielle Herausforderung wichtig: „Zypern ist eine geteilte Insel. Gerade uns Deutsche bewegt es, wenn wir in Nikosia die Demarkationslinie überschreiten, wenn wir davon lesen und hören, dass Menschen aus ihrer Heimat vertrieben worden sind...“ (S. 13). Kurz: Zypern ist mehr als der Bankenkrach!

Ein liebens- und lesenswertes Buch!

Karl Dienst

Günter Brakelmann, Kreuz und Hakenkreuz. Christliche Pfadfinderschaft und Nationalsozialismus in den Jahren 1933/1934. Verlag Hartmut Spenner, Kamen 2013, 325 S., € 24,- (ISBN 978-3-89991-142-8).

Es macht Freude, sich mit der vorliegenden Studie des auch zeitgeschichtlich durch Forschungen z.B. über den Kreisauer Kreis ausgewiesenen Bochumer Professors für christliche Gesellschaftslehre zu befassen.

Die quellen- und literaturmäßig hervorragend abgesicherte, sich unangemessener Wertungen und eines meist auf heutigem Erkenntnisstand beruhenden Moralismus enthaltende Untersuchung einer schicksalsschweren Epoche der Geschichte der Christlichen Pfadfinderschaft (CP) verdient schon wegen ihres Verzichts auf eine Schwarz-Weiß-Malerei ein großes Lob! Es geht um eine kritische Solidarität z.B. auch mit Friedrich Duensing, Fritz Riebold, Alexander Müller und, auch westfälischer Nachbarschaft geschuldet, Wilhelm Schmidt als damals führende Repräsentanten eines Bundes, der zwar auch am Aufkommen der ‚antidemokratischen Kräfte‘ und der Illusion einer Koexistenz von NS-Staat und freier christlicher Jugendarbeit seinen Anteil hatte, der aber nie bereit war, biblische Tiefe und eine darin verankerte Gewissensfreiheit auf dem Altar des totalitären Weltanschauungsstaates zu opfern. Oder mit Brakelmanns Worten: „Diese eindeutige Haltung in Glaubens- und Gewissensfragen bildet angesichts des nationalsozialistischen Griffs auf die Ganzheit des Menschen nach Leib, Seele und Geist ein widerständiges Element im Totalitarismus. Es hat sich daraus bei den meisten CPern kein politischer Widerstand entwickelt, aber ihre Widerständigkeit war ihr Beitrag, den christlichen Glauben nicht einem Abgott zu opfern. Es war schwer, aber am Ende hat die Christusnachfolge über die Hitlergefolgschaft gesiegt – trotz aller schuldhaften Verirrungen“ (S. 226). Was die soziologische Struktur der CP anbelangt, so waren Arbeiter und Angestellte, Lehrlinge und Gesellen aus verschiedenen Handwerkskreisen ihre Träger; Schüler, Studenten und Akademiker bildeten eine Minderheit. Gerade deshalb ist es erstaunlich, was die auch für das Schrifttum (z.B. ‚Auf neuem Pfad‘) Zuständi-

gen den jungen Lesern an intellektueller Arbeit und theologischer Mitarbeit zugemutet haben, um sie argumentationsfähig zu machen (S. 64). Die Orientierung an biblischer Theologie und reformatorischer Bekenntnis-tradition führte nicht wenige CPer zur Beken-nenden Kirche, auch wenn dies nicht einfach als politische Differenz zum neuen Staat interpretiert werden kann (S. 202). Auf der anderen Seite konnte die letztlich vom NS-Staat erzwungene Reduktion der Arbeit auf ‚Gemeinde‘ und ‚Gemeindejugend‘ gerade auch eine ‚Stärkung der pastoralen Letztzu-ständigkeit‘ mit sich bringen, was eigentlich als Verfehlung pfadfinderischer Pädagogik anzusprechen ist (S. 215). Kurz: Als Hilfe zum Verständnis einer anspruchsvollen und Entscheidungen erfordernden Zeit empfiehlt sich eher das Bild von einer ‚Gratwanderung‘. Und hier greifen Brakelmanns Untersuchungen auch über den Rahmen Bündischer Jugend und einer oft ‚selbstreferentieller‘ Medienlogik statt einem Aufklärungsinteresse geschuldeten ‚Vergangenheitsbewältigung‘ hinaus.

Kurz: Ein wichtiges Buch nicht nur für an Kirchenzeitgeschichte Interessierte!

Karl Dienst



Hans-Günter Heimbrock, Das Kreuz. Gestalt, Wirkung, Deutung. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2013 (ISBN 978-3-525-55052-8), 232 S., 49,99 €

Nach längerem, neben Fachkollegen in Geschichte und Gegenwart auch Studierende und Pfarrer interdisziplinär– kritisch – konstruktiv als Gesprächspartner und Impulsgeber einbeziehenden, im Jahr der Verabschiedung aus dem Hauptamt an der Frankfurter Universität erschienen, didaktisch geschickt aufgebauten, auch durch häufigen, gut begründeten tiefschürfenden Perspektivenwechsel anspruchsvoll gestalteten Entstehungsprozess liegt eine Studie vor, der ich auch als religionspädagogisch engagierter Kirchen- und Bildungsgeschichtler gerne eine epochale Bedeutung attestiere! Es geht Heimbrock nach eigenem Bekunden um den ‚Entwurf einer

praktisch-theologischen Gestalt-Theologie' unter der einfach klingenden, aber eine Fülle von Aspekten und Hintergründen enthaltenden Leitfrage: ‚Was ist dran am Kreuz als einer eigenen visuellen Gestalt ohne den Illustrationswert biblischer Geschichten der Passion Jesu' (36)? Er möchte Praktische Theologie in ihren verschiedenen Facetten nicht (wie meistens üblich) am ‚Handlungsbegriff', sondern am ‚Leitfaden des Gestaltbegriffs' orientieren.

Dazu benutzt er eine Fülle von Denkstilen und Sprachspielen, um deren Komplexität Heimbrock weiß (169,177), möchte er doch gerade vom Gestalt-Ansatz her der Gefahr einer Orientierung der Theologie an elitären Konstrukten hochintelligenter Problembeschreibungen entgehen! Dies ist kein leichtes Unternehmen – sowohl für den Autor als auch für einen Rezensenten! Heimbrocks Interesse gilt der Entwicklung eines ‚realitätsorientierten', sich an der Frage, ‚wie sich religiöse Praxis als Umgang mit ästhetischer Praxis des Kreuzes' (209) gestaltet, orientierenden, als ‚Gestalt' begreifenden Modells Praktischer Theologie, bei der das Kreuzsymbol ‚als spannungsreicher Ausdruck geglückten Lebens in den Zweideutigkeiten der alltäglich erfahrbaren Gewaltgeschichten unsres Lebens' die ‚Sinntiefe' des christlichen Glaubens bildet, was lebhaft auch an die Tradition der ‚Kenosis-Lehre' erinnert (125, 209, 216 u.ö.). Von einem ‚starken Begriff von Gestalt' (128) her will Heimbrock zeigen, wie gerade am Umgang mit dem Kreuz Verstehen und Gestaltwahrnehmung mit Gewinn miteinander verschränkt werden können.

Dahinter steht die Erkenntnis, dass die sachlich-theologische Perspektive erzählter Deutungen des Kreuzes immer schon auch mit Bildern und bildhaften Vorstellungen vom Kreuz verschränkt ist' (129). Damit wird auch eine ‚ausschließliche Abhängigkeit der Gestaltdeutung vom inhaltlich biblischen Vorwissen' bezweifelt (132), was z.B. auf eine Kritik an einer ‚Zitier-Religion', ‚fundamentalistischer Couleur' nicht nur evangelikalen Stils hinausläuft. Es geht um andere Wege der Begegnung mit der Botschaft des Kreuzes im ganzheitlichen und personalen Sinn! Heimbrock resümiert: „Gegenstand der Praktischen Theologie ist die christliche Praxis in der Lebenswelt als Aktion

und Passion, als Wahrnehmen und Bilden von Gestalten..., eine Doppelbewegung, die auf einer bestimmten, einführenden Wahrnehmungshaltung beruht, von der aus sich in fruchtbringender Weise dann eine neue Phänomenbreite öffnet“ (227). ‚Wahrnehmung' hat es stets mit einem ‚Leib-Subjekt' und nicht einfach mit einem ‚Objekt' zu tun (45). Wahrnehmung der Gestalt des Kreuzes geschieht stets in biographischen und situativen Kontexten. Auch der weiland ‚frankfurter' Kulturtheologe Paul Tillich erinnert: Auch mancher ‚Expressionist' war/ ist da ein besserer ‚Praktischer Theologe' als so mancher ‚Devotionalienhändler' etwa der EKHN (200), der nicht ohne Grund in das Spannungsfeld zwischen erhöhtem Darstellungsbedarf von Kirche und dem Hereinfallen auf Beraterfirmen geraten ist (195).

Dem lieben langjährigen Kollegen mit einem herzlichen ‚Lebe wohl'!

Karl Dienst



Michael Heymel, Christian Möller: *Das Wagnis, ein Einzelner zu sein. Glauben und Denken Sören Kierkegaards am Beispiel seiner Reden*, Theologischer Verlag Zürich 2013, ISBN 978-3-290-17698-3

Pünktlich zum 200. Geburtstags Kierkegaards am 5. Mai 2013 erschien dieses lehrreiche, erbauliche Buch, erwachsen aus Vorlesungen, die Christian Möller, Professor für Praktische Theologie, und Michael Heymel, Privatdozent für Praktische Theologie, in den Sommersemestern 2011 und 2012 an der Universität Heidelberg für Studierende aller Fakultäten gemeinsam gehalten haben. Beide Verfasser sind seit ihrer Jugend mit Kierkegaards Schriften vertraut. Das zeigen alle 14 Kapitel, besonders das vorletzte, in dem Heymel bekennt, was er Kierkegaard für sein Leben und seine Arbeit verdankt: „Wie Sören Kierkegaard seinen Lesern Türen öffnen kann“, und das Schlusskapitel, in dem Möller Kierkegaards Leben beschreibt in der Spannung von Himmel und Hölle, Schwermut und Freude.

Die ersten beiden Kapitel schildern Kierkegaards Lebenslauf und geben einen Überblick über sein Werk. Die pseudonymen Schriften wie „Entweder Oder“, „Der Begriff Angst“ oder „Die Krankheit zum Tode“ sind Anmarschwege, vorbereitende Klärungen zu den etwa 90 erbaulichen, christlichen, religiösen Reden – Lesepredigten, gerichtet „an jenen Einzelnen, den ich meinen Leser zu nennen die Ehre habe“. Sie bilden Kierkegaards Hauptwerk und sind bezogen auf die eine Frage, wie ein Mensch Christ wird. Kierkegaard will mit seinen Reden nur eines: „das Christentum wieder in die (verbürgerlichte, lau gewordene) Christenheit einführen“. Niemand ist ein für allemal Christ, er muss es immer neu werden. „Christentum“ bedarf der ständigen Einübung. Nicht als Poet oder Philosoph ist Kierkegaard recht verstanden, sondern als „religiöser Schriftsteller der Moderne“, als Ausleger der Heiligen Schrift und Verkündiger christlichen Lebens und christlicher Lebensführung.

Das Buch informiert aber nicht nur über Kierkegaard, sondern bringt Kierkegaards Stimme zu Gehör. Aus den etwa 90 erbaulichen Reden sind in chronologischer Folge zehn auszugsweise wiedergegeben, zu jedem der zehn mittleren Kapitel je eine Rede. Bei der Vorlesung wurden sie der Hörerschaft in der Peterskirche zu Heidelberg jeweils laut vorgelesen, um dann im Hörsaal in ihrer Gedankenfolge nachgezeichnet, in Kierkegaards Lebenssituation eingepasst und auf ihre Aktualität hin befragt zu werden. Auch der Leser sollte die Redeauszüge laut lesen oder sie sich vorlesen lassen, um sich der Stimme Kierkegaards auszusetzen. Beim Hören werde ich als Einzelner beiseite genommen, nachdenklich gestimmt und ermutigt, mein Christsein neu zu „wählen“, mich nicht länger bestimmen zu lassen von dem, was das Publikum, die Menge und Masse denken und tun. Ich werde gefragt nach meiner unverwechselbaren Existenz in ihrer Beziehung zu Gott, zu meinem Nächsten und zu mir selbst. Die metaphorische Sprache Kierkegaards mit ihren einprägsamen Gleichnissen, Märchen und Beispielerzählungen knüpft an meine Lebenserfahrung an, fragt mich nach meinem Lebensverständnis und eröffnet mir in der mir vertrauten Welt eine

neue Welt, in der ich vom Glaubensverhältnis zu Gott aus meinem Leben mit seinen Sorgen und Leiden neu sehen und erkennen darf, wozu ich bestimmt bin.

Die Überschriften der mittleren Kapitel lauten: „Der Streit des Gebets“, „Innerlichkeit“, „Der Einzelne“, „Erbauung“, „Die Sorge“, „Der einladende Christus als Gestalt der Kirche“, „Über das Erzählen“, „In Jesu Seelsorge“, „Die Bibel – ein Liebesbrief“, „Gottes Unveränderlichkeit“. Der Leser / die Leserin wird hineingenommen in die „Schule der Innerlichkeit“ und wird beteiligt an Exerzitien für den Umgang mit der Zeit, für das Erzählen und das Bibelstudium, für die Seelsorge und den heute so vernachlässigten Gebrauch der Glaubensartikel von Ewigkeit und Gericht.

Das Buch eignet sich sehr als gemeinsame Lektüre für Vikariatsmentoren und Vikare, als Anregung für Oberstufenkurse in der Schule und auch für Haus- und Lesekreise. Wer erfrischt werden möchte im Glauben, wer den Blick behalten möchte für das Wesentliche, an dem man in der Routine der alltäglichen, kirchlichen Arbeit so leicht vorbeiwerkelt, dem sei dieses Buch herzlich empfohlen.

Uwe Mahlert

TIPPS FÜR DEN ALLTAG

Auch bei einem Unfall lässt sich der Ärger minimieren

Als Autofahrer ist man schnell in einen Unfall verwickelt. In der Ferienzeit, wenn scheinbar alle dasselbe Ziel anstreben, nimmt dieses Risiko erfahrungsgemäß noch erheblich zu. In fast neun von zehn Verkehrsunfällen (86 Prozent) ist übrigens menschliches Fehlverhalten der Auslöser, wie das Statistische Bundesamt in seiner Unfallbilanz 2012 festgestellt hat. Schlechte Witterung, marode Straßen oder Wildtiere verursachten im vergangenen Jahr hingegen nur 9,3 Prozent der Autounfälle.

Losgelöst von der Ursache: Um im Falle eines Falles den Ärger so gering wie möglich halten zu können, gilt es, einige Grundregeln zu beachten. Zunächst ist die Unfallstelle vorschriftsmäßig zu sichern. Das heißt – ein Warndreieck rund 100 Meter vom Unfallort entfernt gut sichtbar aufstellen. Bei schlechter Sicht empfiehlt es sich gegebenenfalls, zusätzlich eine Warnleuchte zu platzieren und die Fahrzeugbeleuchtung einzuschalten. Und nicht zu vergessen – die Warnweste anziehen. Grundsätzlich sollte bei der Absicherung der Unfallstelle die eigene Sicherheit nicht vernachlässigt werden.

Gibt es Tote, Verletzte oder bei einem absehbar erheblichen Sachschaden wird am besten die Polizei informiert. Dies ist ebenfalls anzuraten, wenn ein Unfallbeteiligter offensichtlich unter Alkohol oder Drogeneinfluss steht, wenn sich die Schuldfrage nicht klären lässt oder wenn an dem Unfall Personen bzw. Fahrzeuge beteiligt sind, die ihren Wohnsitz im Ausland haben bzw. dort zugelassen sind. Sind die Beamten vor Ort, erstellen sie ein Unfallprotokoll, das alle wesentlichen Fakten enthält.

Ist die Schuldfrage klar und sind sich die Unfallbeteiligten einig, können sie auf die Anwesenheit der Ordnungshüter verzichten und die notwendigen Daten selbst aufnehmen. In diesem Fall sollten sie möglichst einen europäischen Unfallbericht ausfüllen. Darin werden alle wichtigen Fragen nach Personalien, Versicherung, Zeugen und Unfallhergang gestellt. Sind diese Fakten festgestellt und wurde noch ein Foto vom Unfallort gemacht, kann man

der anschließenden Schadenregulierung durch die Versicherungen beruhigt entgegensehen.

Der Unfallverursacher muss allerdings darauf achten, dass er den Schaden seiner Versicherung zeitnah meldet. Der Geschädigte wiederum sollte, auch wenn die Haftung klar zu sein scheint, ebenfalls das Gespräch mit der gegnerischen Kfz-Haftpflichtversicherung suchen.

Für die Schadenabwicklung bietet die Bruderhilfe dem Geschädigten als auch dem Schadenverursacher ein Netz von 1.300 Partnerwerkstätten an, mit vielen Vorteilen für beide Seiten. Noch von der Unfallstelle aus mit einem Telefonanruf wird der Schaden bearbeitet. Rund um die Uhr arbeiten die Versicherer im Raum der Kirchen mit einem kompetenten Ansprechpartner an der Seite, der sofort den Namen einer Markenwerkstatt oder eines DEKRA-zertifizierten Meisterbetriebs in der Nähe ermittelt. Die weiteren Vorteile sind eine schnelle und hochwertige Reparatur nach den Vorgaben für den Pkw, 5 Jahre Garantie durch die Bruderhilfe und eine schnellstmögliche Rückgabe des Fahrzeuges inklusive Innen- und Außenreinigung. Ist das Fahrzeug durch die Unfallbeschädigung nicht mehr fahrbereit oder nicht mehr verkehrssicher, wird der Transport in die Partnerwerkstatt organisiert.

Wer sich von vorneherein für den Kasko-Select-Tarif entscheidet, erhält die Einsparungen durch das Netzwerk mit der Reduzierung des jährlichen Kaskobeitrages in Höhe von 20 Prozent. Beim Tarif Kasko mit der Option auf Schadenservice PLUS kann der Versicherte bei jedem Kaskoschadenfall frei wählen, ob die Schadenabwicklung der Versicherer übernehmen soll oder dieser sie selbst in die Hand nehmen möchte.

Für weitere Informationen steht der kompetente Außendienst der Versicherer im Raum der Kirchen vor Ort zur Verfügung.

Sie finden ihn unter www.vrk.de.

Himmel Herrgott, ist das kalt hier!

Kalt ist es geworden in den vergangenen Tagen. Haben Sie schon Ihren Öltank befüllt? Oder gar zum ersten Mal am Thermostat Ihrer Heizung gedreht? Mann, Mann, Mann, was das wieder kostet! Da hilft auch der Himmel nicht, das ist im Gottes- nicht anders als im Reihenhaus. Die evangelische St.-Andreas-Gemeinde in Springe in der Region Hannover beispielsweise kann sich einen muggeligen Gottesdienst nicht mehr leisten – und geht deswegen ganz neue Wege: Künftig wird die Kirche nur noch auf maximal zehn Grad geheizt, eben gerade so, dass es in ner dicken Jacke, mit Schal, Mütze, langer Unterhose und Angora-Nierenwärmer noch einigermaßen auszuhalten ist. Und wer auf solche Utensilien im Gottesdienst verzichten will, der muss eben blechen: 25 Euro für jedes zusätzliche Grad.

20 Grad kosten 250, 15 Grad immerhin noch 125 Euro.

Dann rechnen wir mal los: Sie wollen einen Gottesdienst im leichten Blüschen feiern? Gut. Bei, sagen wir, 20 Grad dürften Sie das Stündchen im Sitzen gänsehautfrei über die Bühne bringen. Kostet dann halt 250 Euro. Da ziehen wir doch lieber noch ne Strickjacke über die Bluse, brauchen dann nur 18 Grad – und sparen 50 Euro, liegen aber immer noch bei 200. Hmm... 15 Grad reichen eigentlich auch: 125 Euro. Oder man tut sich mit seinen Kumpels aus dem Gottesdienst zusammen. Denn dem Kirchenvorstand ist es immerhin völlig egal, ob ein Gemeindemitglied die ganze Summe bezahlt oder ob der Betrag unter mehreren Gottesdienstbesuchern aufgeteilt wird.

Pastor Klaus Fröhlich, der angesichts dieser drastischen Maßnahmen seinem Namen derzeit wahrscheinlich nicht mehr ganz alle Ehre macht, hat übrigens versprochen, dass der Gottesdienst in den kalten Monaten nicht länger als eine Stunde dauert. An Heiligabend allerdings soll es auch in der Springer St.-Andreas-Kirche keinesfalls unwirtlich sein: Da macht sich die Gemeinde selbst ein warmes Geschenk – und greift tief in die Energiekosten-Tasche: Zu Weihnachten werde die Kirche kostenlos auf eine angenehme Temperatur geheizt, so Fröhlich: „Hier schenken wir einander eine warme Kirche.“

Quelle: <http://www.ndr.de/regional/niedersachsen/hannover/kirche795.html>

Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrer-verein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Ev. Gemeindeamt, Barfüßertor 34, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrerverein.

Redakteure: Pfr. Maik Dietrich-Gibhardt, Rosenstr. 9, 35096 Weimar, Tel. (0 64 21) 97 15 86; Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Gensungen, Tel. (0 56 62) 44 94 / Fax (0 56 62) 67 45.

Redaktionsanschrift: Pfr. M. Dietrich-Gibhardt, Haspelstr. 5, 35037 Marburg, Tel. (0 64 21) 91 26 13 / Fax (0 64 21) 91 26 33, E-Mail: maik.dietrich-gibhardt@ekkw.de.

Redaktionskommission: Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, pfarrverein@ekkw.de; Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstraße 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 602-0, Fax (0 61 51) 60 28 98; Pfr. Dierk Glitzenhirs, Walkmühlenweg 7, 34613 Schwalmstadt-Treysa; Pfrin. Susanne Holz-Plodeck, Rheinstr. 3a, 65597 Hünfelden, pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de.

Druck: Plag, gemeinnützige Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze mbH, 34613 Schwalmstadt.

Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.

ISSN – 0941 – 5475

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 2. 11. 2013

Inhalt:

Editorial 114

„...Denn wir haben hier keine bleibende Stadt ...

Pfarramt in Zukunft – unter welchen Rahmenbedingungen?“ Impulsreferat beim Pfarrtag in Fulda – 12. Juni 2013

Bischof Prof. Dr. Martin Hein 115

Ziemlich bessere Freunde

Wie Kirche und Fundraising gut miteinander

leben können 118

Nachlese

Das Kierkegaard-Jubiläum in der Presse

Michael Heymel 121

Wahrheit im Wort

Zum Gedenken an den Göttinger Neutestamentler

Hans Hübner (1930–2013)

Bernd Jaspert 129

Männliche Pfarrfrau und investigativer Journalist

Ein persönlicher Nachruf auf Ernst Klee

Eberhard Martin Pausch 132

Leserbrief 134

Für Sie gelesen 134

Versicherer im Raum der Kirchen/Bruderhilfe

Tipps für den Alltag 140

Persönliche Nachrichten 141

Auch das noch 143

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser/innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren bzw. zu kürzen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Pfarrvereine oder der Schriftleitung wieder. Namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autoren und Autorinnen.

Für die Richtigkeit von Angaben, Daten, Behauptungen etc. in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen kann der Herausgeber keine Haftung und Gewährleistung übernehmen; sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen wie Verhältnismäßigkeit des Einsatzes von Mitteln und Ressourcen überprüft.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Postvertriebsstück D 1268 F

Gebühr bezahlt beim Postamt Frankfurt 1

Abs.: Pfarrerverein, Melsunger Straße 8 A, 60389 Frankfurt